



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Neunundzwanzigster Jahrgang.

N^o 7.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Die „Donna Anna“.

Roman

von

Rosenthal-Bonin.

(Fortsetzung.)

Erstes Kapitel.

Als der Abend kam, fand sich Kapitän van Heeren auf der Donna Anna ein und gab den Leuten nach der harten Arbeit der letzten Tage eine freie Nacht.

„Herr Sivers,“ — so wandte er sich halblaut an Paul, „Sie übernehmen wohl die Nachtwache auf dem Schiff.“

Paul sagte, daß es ihm Freude mache, sich nützlich erweisen zu können.

„Nun, Ihre Obliegenheiten,“ unterrichtete der Kapitän, „bestehen darin, daß Sie heute und die folgenden Nächte, wenn Sie die Wache dann auch wieder übernehmen würden, was mir sehr lieb wäre, — Ben Halim, der im Schiffsraum arbeiten wird — jedesmal ein Zeichen geben, zum Beispiel durch Klirren mit der kleinen Ankertette, wenn die Hafenpatrouille in Sicht kommt. — Wissen Sie, was die Hafenpatrouille ist?“

Paul verneinte.

„Nun, eine Sicherheitswache,“ — erklärte der Kapitän, „die alle paar Stunden in einer Zelle (Käbnchen) ihre Rundfahrt durch den Hafen macht und nicht gibt, daß kein Brand, Diebstahl, heimliches Fortfahren und dergleichen sich ereignet. Ben Halim wird dann bei Ihrem Zeichen auf Deck erscheinen, weil die Donna Anna als so werthvoll beladener Dampfer und bei ihrer Größe zwei Wachen haben muß — die anderen Kerle sind völlig unzuverlässig, wenn's Schiff im Hafen liegt, es ist wilde, wüste Gesellschaft. — Ben Halim wird alle Nächte auf dem Schiff wachen und dabei im Raum arbeiten. Sie haben mich verstanden?“ frug der Kapitän.

„Ich habe Sie vollständig verstanden,“ antwortete Paul.

„Das erste Erforderniß,“ fuhr der Kapitän, Paul instruirend, fort, „ist — nicht davon zu reden, was auf dem eigenen Schiffe geschieht. Man redet unter Schiffen nie vom eigenen Schiff und dessen Geschäften. Das ist ein alter Seemannsgrundsatz, an dem stets festgehalten wird, — da Sie noch ganz Neuling sind und nicht wissen, was sich in diesem Beruf schickt, hielt ich es für nöthig, die Ihnen zu sagen. — Nun wissen Sie Alles. Ich habe Sie jetzt völlig eingeweiht in unsere Schiffsitten.“

„Ich werde mich streng darnach richten, Kapitän.“

„Nun, dann halten Sie sich munter heute Nacht,“ sprach der Kapitän, „für

jede Nachtwache haben Sie drei Gulden holländisch Extravergütung.“

Paul dankte und der Kapitän verließ das Schiff.

Paul und Ben Halim blieben zurück — auch von dem dicht neben der Anna geankerten Schooner ging die Mannschaft nach dem lustigen St. Pauli, — nur der alte Schiffer blieb auf seinem Fahrzeug.

Die Laternen wurden angezündet und Ben Halim befestigte am Bugspriet und oben am Mast die Hafenlaterne. Diese ließen die Schiffe dunkel, während sie nach Außen helles Licht warfen. Bald schimmerten von viel hundert Masten viel hundert Laternen durch die Spiegelung im schwarzen Wasser, den ganzen Hafen in ein seltsam schimmerndes Licht versetzend, das um so mehr sich bemerkbar machte, als die Nacht dunkel war.

Auf der Donna Anna war Alles ruhig. Aus dem daneben liegenden Schooner jedoch ließ der Schiffer mehrmals

Wasser laufen. Paul mutmaßte, daß das Schiff leck geworden wäre, indeß Hinert Jansen nur einige der großen Rheinweinfässer von dem Bremer Brunnenvasser, das diese nach der Verabredung der Beiden, wie wir wissen, anstatt des dekarirten Rheinweines enthielten, befreite. —

Es ward Nacht. —

Die Laternen flimmerten stärker, der Fluß spiegelte das Licht heller, es lagen Tausende von Funken auf ihm. Ringsum herrschte tiefes Schweigen, nur unterbrochen von dem Kochen in den Kesseln angeheizter Dampfer, welche für die morgige Fahrt vorbereitet wurden, und dem Ton der Schürer und dem Kreischen und Klappen der geöffneten und wieder zugeschlagenen Heizlöcher dieser Fahrzeuge.

Paul ging auf dem Schiffe auf und ab. —

Ben Halim arbeitete im Lagerraum. Er arbeitete etwas Merkwürdiges. Er legte ein gebogenes Kupferrohr mit Schlauch durch die an der Schoonerseite befindliche Luke der Donna Anna, der Schiffer drüben nahm den Schlauch in den tiefern Schooner und bald hörte Paul eine Flüssigkeit dort hindurchgurgeln.

Wenn Paul eingeweiht gewesen wäre, so würde er gemerkt haben, daß Ben Halim und der Schiffer den Wein aus der Anna in die von Wasser entleerten Fässer des Schooners überleiteten.

Paul konnte sich jedoch nicht viel darum bekümmern. — Seine, bei Nacht zu sehen, recht ungeübten Augen hatten genug zu thun, um, wie ihm vorgeschrieben war, auf die Hafenwache zu achten.

Jetzt näherte sich ein langes, von drei Rudern schnell geführtes Boot, es glitt wie ein Schatten auf dem Wasser dahin. — Es war die Patrouille.

Paul klirrte mit der Kette, — das Gurgeln an der Schiffswand hörte sofort auf, das Rohr verschwand in der Luke der Anna, der Schlauch im Schooner, und Halim kam leise die Treppe herauf. Er sprach lauter, als nöthig war, mit Paul über die dunkle Nacht und das morgige Wetter.

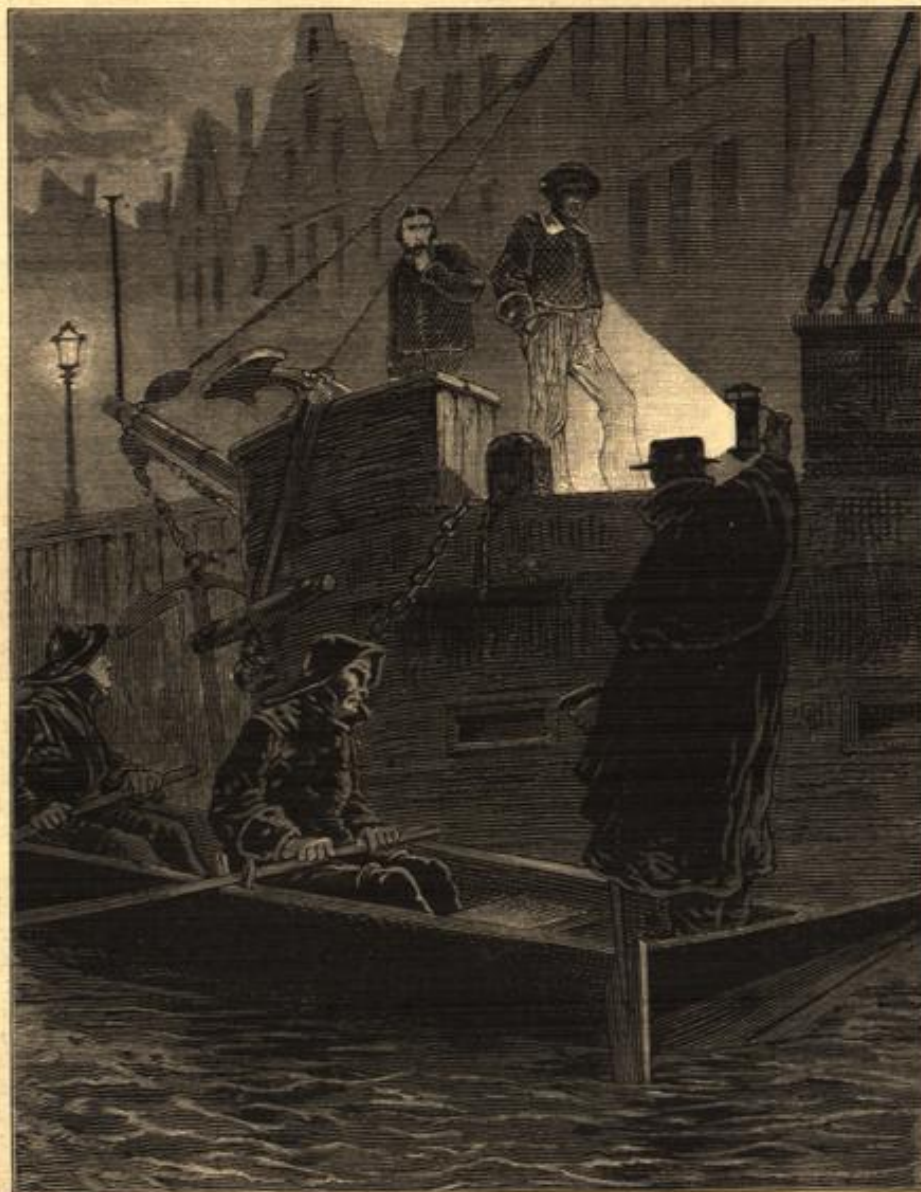
Der Wachelahn fuhr nicht allzu fern an der Donna Anna vorbei. — Ben Halim schärfte Paul große Wachsamkeit ein und stieg wieder in das Innere des Schiffes hinab.

Bald begann das Gurgeln wieder.

Es schlug zwei Uhr Nachts von den Kirchen der Stadt. — Paul hörte, wie so seltsam ein Thurm nach dem andern seine Klänge in die stille, feuchte Nachtlust hinausendete, selten schlugen zwei zusammen. — Es dauerte aber eine, wie es Paul schien, auffallend lange Zeit, bis alle die Uhren ihre Stunden ausge schlagen hatten. Da nahte sich die Wache zum zweiten Mal, sie kam zurück, fuhr aber so weit entfernt vom Schiffe vorüber, daß Paul zuerst zweifelte, ob er das Zeichen geben sollte.

Er that dieß, um genau nach Vorschrift zu handeln, doch — und Alles geschah wie zuvor.

Ben Halim ging noch einmal die Treppe hinab, um drei Uhr röthete es



Die „Donna Anna“. „Schiffer Aboi!“ ertönte eine laute Stimme am Schiff. (S. 71.)

sich aber im Ost, das Gurgeln am Schiff hörte auf und Ben Halim erschien auf Deck.

„Für heute wäre ich fertig unten,“ sagte der Schwarze, „jetzt brauchen Sie auch die Wache nicht mehr zu melden, — wir wollen eine Cigarre rauchen,“ — und er reichte Paul sein Etui hin. Paul nahm dankend eine Cigarre, brannte sie an und beide Männer wanderten rauchend und schweigend hin und her, bis um sechs Uhr früh der Kapitän erschien.

„Todos bueno?“ (Alles gut?) fragte er, der spanischen Sprache sich bedienend, den Neger.

„Totavia,“ (völlig) antwortete dieser, leichtthin die Lippen bewegend.

„Cuantas?“ (wie viel) fragte der Kapitän.

„Siebe!“ (sieben), flüsterte der Neger.

„Also fünf Tage!“ hörte Paul den Kapitän sagen.

„Wenn wir morgen früh anfangen, laufen acht über!“ setzte der Neger diese seltsame Unterhaltung fort.

„Um so besser!“ gab der Kapitän zurück und verließ mit Halim das Schiff.

„Wir kommen in einer Stunde wieder,“ rief er Paul, über das Brett an den Kai steigend, zu, „dann können Sie frühstücken gehen und schlafen.“

Paul blieb allein.

Als er in der Nacht den Neger so wunderbar mit dem andern Schiff in Verbindung treten sah, war ihm die Warnung der Tochter des Kapitäns eingefallen, die ja gesagt hatte, daß der Schwarze auch nicht anstehen würde, gegen den Kapitän falsch zu handeln. Er war mit sich schon einig geworden, den Kapitän auf das verdächtige Treiben des Negers aufmerksam zu machen. Nachdem er jedoch die Unterredung vernommen, war er beruhigt und er sagte sich, daß er wahrscheinlich den Vorgang nicht verstünde. — Sonderbar blieb ihm allerdings, daß diese Arbeit bei Nacht und sichtlich so geheim geschähe. Aber der Kapitän mußte wohl seine triftigen Gründe dazu haben und dann, — was sollte er wohl machen? gegen seinen Wohlthäter den Denunzianten spielen — vielleicht war es etwas ganz Harmloses, — so überlegte der zum Seemann umgeschaffene Diamantschleifer und beschloß einfach, zu thun, was ihm aufgetragen werde, und nicht weiter über das, was man that, zu grübeln.

Der Kapitän kam mit seinem Steuermann zurück und schickte jetzt Paul an's Land, die Stadt anzusehen, und gab ihm zu verstehen, daß er ihn vor zwei Uhr nicht an Bord erwarte. „Ben Halim wird Sie in der Stadt etwas orientiren, Sie können ja mit ihm zusammen zurückkommen,“ fügte der Kapitän hinzu.

Ben Halim ergriff freundschaftlich Paul's Arm und schritt mit ihm in die Stadt hinein.

Kurze Zeit nachher begann der Schooner seinen Rheinwein mit seinen Leuten über das Deck der Anna, die mit ihren Flaschenzügen die Fässer hob, an's Land und gleich in die Magazine zu bringen — man beschränkte sich aber für heute mit der Zahl von sieben.

Die folgende Nacht verlief wie die vorhergegangene. Paul hatte die Wache. — Am Morgen führte ihn Ben Halim mit seiner unverwundlichen Liebenswürdigkeit wieder zum Frühstück und beschäftigte ihn bis Nachmittag gleichfalls in der Stadt — während dieser Zeit wurden zwölf gefüllte Fässer von dem Schooner ausgeladen.

In der dritten Nacht stand Paul wieder auf dem Schiff und ging Alles seinen gewöhnlichen Gang. Es gurgelte in den Schooner hinüber und der junge Seemann hatte sich schon so daran gewöhnt, daß er gar nicht mehr darauf achtete.

Eben schlug es von den Thürmen der Stadt Mitternacht, als der Wachelahn auf der Elbe erschien und plötzlich seine Richtung nach der Stelle, wo die Donna Anna lag, zu nahm.

Paul hatte kaum Zeit, mit der Kette zu klirren.

Das Boot war am Bugspriet des Dampfers, aber wie mit Zauber war Rohr und Schlauch lautlos verschwunden, die Luke der Anna geschlossen, Halim stand auf dem Deck und Janzen, die Tabakspfeife im Mund, am Bord seines Schooners.

„Schiffer Ahoi!“ ertönte eine laute Stimme am Schiff — einer der mit Mantel und Glanzhut bekleideten Männer im Kahn öffnete eine Blendlaterne und ließ das Licht voll über das Deck der Anna blitzen. „Welche Stunde?“ fragte er.

„Mitternacht!“ antwortete im seemannischen Ton Halim.

„Mitternacht!“ rief auch erschreckt Paul, der sich dieß Manöver nicht erklären konnte.

„Sie haben zu laut mit der Kette geklirrt,“ sprach Halim zu Paul, als die Wache sich wieder entfernt hatte, „und weil dieß jedesmal stattfand, wenn die Wache sich näherte, haben die Spürnasen Verdacht geschöpft.“

„Aber was für einen Verdacht denn?“ fragte Paul, „thun wir denn etwas, was wir nicht thun sollten?“

„Nein, wir thun, was wir dürfen,“ erwiderte der Afrikaner, „aber wir arbeiten bei Nacht, um schneller fertig zu werden, haben das nicht angemeldet, weil das viel Schwierigkeiten und auch Kosten veranlaßt, und deshalb sollen's die Burschen nicht merken,“ belehrte Halim Paul.

„Wir haben doch bei Tag Zeit genug, den Wein überlaufen zu lassen,“ entgegnete Paul etwas eigensinnig. „Wir eilen ja gar nicht.“

„Mann, jetzt habe ich keine Zeit, Ihnen das zu erklären,“ gab der Neger eilig zurück, „ich muß hinunter, —

heut werden wir fertig, und dann wird nicht wieder in der Nacht gearbeitet.“ Dieß hastig flüsternd stieg der Neger die Treppe hinauf und das Gurgeln nahm seinen Fortgang.

„Ich möchte nur wissen,“ sagte der baumlange Polizist, welcher in das Schiff geleuchtet hatte, zu seinem Nebenmann, „was die beiden Kerle auf der Donna Anna da immer mit den Ketten zu spielen haben, wenn wir vorbeikommen. Jetzt habe ich das neunmal gehört, das kann kein Zufall sein. Na, morgen wollen wir einmal einen Besuch an Bord machen,“ beschloß er — und das Boot glitt aus dem Flimmerlicht einer Reihe von Zweimastern in den Schatten eines schwärzlichen Wasserbeckens, das zu einem andern Hafenthail gehörte.

An dem dieser Nacht folgenden Morgen wurden die letzten 18 Fässer der so „unwillkommenen“ Weinladung des Schooners in die Magazine gebracht und zugleich ganz leicht die kleinen Uhrenkistchen aus der Anna in den Schooner befördert.

Halim füllte die leeren Fässer der Anna aus der Maschine mit Wasser, damit das Schiff den der Ladung entsprechenden Tiefgang hatte und nicht zu hoch aus dem Wasser ragte, was aufgefallen wäre — und der Kapitän, welcher gefunden, daß die Donna Anna noch Fracht vertrage, ließ einige zwanzig Ballen Berg, die er gekauft, kommen und vertheilte diese im Güterraume, ebenso nahm er noch einige Tonnen Theer, da der seine aufgebraucht, in's Schiff.

Der Schooner aber, welcher jetzt leer war, lud einige Cementfässer ein und fuhr nach Bremen zurück, er legte aber noch einmal in Cuxhaven an, wo er der Mannschaft Schiffsfreiheit gab, und diese Zeit benützte Janzen, die Uhrenkistchen in die Cementfässer zu packen.

So kam er denn glücklich in Bremen an, meldete, — Zoll existirt ja in den Freihäfen Bremen, Hamburg, Lübeck nicht und eine vollständige Untersuchung der Güter findet nicht statt, — fünf Fässer Cement beim Hafenanwalt nach Vorschrift, und hatte die Uhrenkistchen bald sauber im Hause.

Der Kapitän traf es mit seinem Wein glücklich.

Zwei Hamburger Firmen kauften je fünfundzwanzig und zwölf Fässer um ein Geringes billiger, als Kapitän Janzen diese eingekauft hatte, und schon am Nachmittag desselben Tages verließ die Donna Anna den Hafen und dampfte mit der Flut die Elbe hinab, dem Meere zu.

Gegen Abend war man wieder bei Cuxhaven und hinaus ging's in die Nordsee, welche schwarz dalag, braunte und toste und in der Ferne einen wunderbaren Gürtel auf ihr schwebender Lichter und Lichtchen zeigte, Laternen von all' den Schiffen, welche auf der Rheide lagen, um günstigen Wind zum Segeln abzuwarten, und dazu nah und fern große leuchtende Kugeln hoch über dem Wasser, von den Feuerschiffen, welche den Weg bezeichneten. — Alles überstrahlt vom weit hinaus seine Leuchtbindel werfenden Leuchthurm Cuxhavens. In dieser beleuchteten Meeresstraße fuhr jetzt die Donna Anna hinaus, wie der Kapitän und Ben Halim das wohl wußten, einem recht unheimlich ungewissen Schicksal entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

Die erste Geduldprobe.

(Kopie der größeren Oelfarbendruckprämie dieses Jahrgangs.)

(Bild S. 76.)

Ein Vergnügen ist es wahrhaftig nicht, so dastehen zu müssen, die Arme ausgebreitet, die Wille zu halten, damit kein Faden herunterfällt, sonst gibt's Verwirrung und dann — dauert's noch länger! Ach, es nimmt ja so schon kein Ende! Dieß sind etwa die Gedanken des kleinen Mädchens, das seine erste Geduldprobe hier ablegen muß. Ja, stillsitzen und warten — das sind beinahe die ersten Kümmernisse im Kinderleben; nur nicht warten, nur nicht stillhalten müssen! Der Schmetterling, welcher im Garten gejagt werden soll, wartet auch nicht, der Vogel, der von Baum zu Baum flattert und dem man so gern nachschauen möchte, wo er bleibt, wartet gleichfalls nicht, — das Ringelspiel muß sogleich fortgesetzt werden, und die arme Puppe darf auch nicht lange liegen. Ach, Alles drängt und ruft, und man muß Wille halten, langweilige Wille halten! So fühlt etwa das kleine Mädchen auf unserem amnützigen, feinen Bilde, das in Holzschnitt die zweite Oelfarbendruckprämie dieses Jahrgangs wiedergibt. Die Mama scheint ziemlich entschlossen zu sein, den kleinen Flattergeist allmählich begreifen zu lassen, daß man im Leben auch einmal stillhalten muß und nicht immer nur seinem Willen und seinen Phantasien völlig frei und ungebunden folgen kann, daß das Leben Arbeit und Pflichten verlangt in allen Ständen. Natürlich sieht das der kleine Strudelkopf nicht ein und fügt sich mit recht merkbarer Unlust dieser Aufgabe. Ja, wenn das im Leben seine stärkste Geduldprobe sein würde... Bald kommt die Schule mit dem stundenlangen Stillsitzen — dann — nun, wir wollen's nicht einzeln aufzählen hier. Das ganze Leben ist ja in den meisten Fällen nichts weiter als eine große Geduldprobe, von welcher unser Bild hier in liebenswürdigster Form nur den ersten kleinen lustigen Anfang zeigt.

Sinnsprüche.

Wenn der Kasten leer ist, klopft der Zwist an und tritt ein.

Die Schmerzen sind's, die ich zu Hülfe rufe,
Denn sie sind Freunde, Gutes rathen sie.

Goethe.

Der Dank des Landesherrn.

Historische Erzählung aus dem vorigen Jahrhundert

von

Carl Julius.

(Schluß.)

4.

Der kühle Luftzug, der in den Gängen des alten Schlosses dem Grafen Wilhelm entgegenwehte, weckte seine ganze Besonnenheit wieder; einen Augenblick stand er still, um zu überlegen, welchen Weg er einschlagen sollte; da glaubte er zur rechten Hand Stimmen zu vernehmen, wenige Schritte ging er, dann hörte er Hufe scharren und stand gleich darauf im Hofe, wo ihn eine spanische Mannschaft und seine Leute bereits erwarteten.

Stumm erwiderte der Graf die achtungsvollen Ehrenbezeugungen; stumm schritt er die Stufen hinab, an welchen ihn Nachmittags Aranda mit gebührender Höflichkeit empfangen hatte. Seine Gedanken waren mit den Eindrücken der letzten Stunden beschäftigt; die Szene mit Maria de Aranda lag wie ein Traumbild hinter ihm, und doch glaubte er noch jetzt zu träumen. Erst das Anrufen der Wache an den Thoren rüttelte ihn aus seinen Gedanken auf, und die Verhandlungen der begleitenden Eskorte mit den ihnen begegnenden Streifwachen und den Postenketten brachten seine Sinne zur nackten Wirklichkeit zurück.

In der Ferne leuchteten die portugiesischen Wachfeuer. Graf Wilhelm verabschiedete die spanische Begleitung und ließ seinem ungeduldrigen Pferde die Zügel: nach kurzer Zeit hielten die schnaufenden Rosse vor dem Zelte des Grafen. Ehe noch der dienstthuende Offizier dem Grafen behülflich sein konnte, hatte sich dieser vom Pferde geschwungen.

„Karabinier Wöbbling!“ rief er diesen näher.

„Erlaubt befehlen?“ fragte militärisch salutirend dieser.

„Morgen mit dem Frühesten melde Er sich. Ich habe eine Aufgabe für Ihn.“

Noch einen kurzen Gruß nickte der Generalissimus seinen Begleitern zu; dann verschwand er in seinem Zelte; aber noch weit über Mitternacht hinaus hatte ein Beobachter ihn über Karten und Papieren sitzen sehen können, wie er Linien zog, Nadeln steckte und Zeichnungen entwarf.

Er sann und rechnete um seinen Feldherrnruhm; diese Rechnung mußte richtig sein und sie wurde es.

Am frühesten Morgen hielt der Karabinier Wöbbling vor dem Zelte seines Kriegsherrn. Er summtte eben ein Lied vor sich hin, als ein Offizier ihn zum Eintritt beschied. Das Auftreten des Grafen Wilhelm war trotz der halb durchwachten Nacht frisch und elastisch wie immer. Der Karabinier blieb in straffer Haltung am Thüreingange stehen, des Grafen Befehle erwartend.

„Ich habe einen schwierigen Auftrag für Dich. Es muß über den nächsten Berg hier, an dessen Fuße das spanische Lager aufgeschlagen ist, einen für Pferde und Geschütz passibaren Weg geben. Ich muß den Weg erfahren und gebe Dir Auftrag, ihn auszukundschaften. Nimm zum Rekognosziren mit, wen Du willst; aber bring' mir günstige Nachricht, heute — morgen — übermorgen, gleichviel wann — nur so bald wie möglich; und sprich im Lager zu Niemanden davon.“

„Die Spanier werden vorerst nicht angreifen,“ sprach er leise vor sich hin, als sein Karabinier das Zelt verlassen hatte.

Dieser stand draußen und kratzte sich gedankenvoll verlegen das Haar. „Der Berg ist groß, da kann ich lange suchen, und verrathen thut ihn mir Niemand,“ — und mit bedenkllicher Miene sah sich der tapfere Soldat die Berghöhe an, aus deren Walde soeben die Nebel durch die Morgen-sonne verschwenkt wurden.

Dann schien ihm ein glücklicher Gedanke zu kommen. Er schnippte mit dem Finger, spitzte die Lippen und murmelte: „Teresita muß helfen.“ Und Teresita half ihm; freilich nicht so rasch, wie der Karabinier gern gewollt hätte. Denn die kleine Portugiesin selbst kannte keinen Weg, wie ihn Wöbbling auffinden sollte; dagegen versprach das dankbare Mädchen, bis zum übermorgigen Tage ihren etwas entfernt wohnenden Oheim herbeizuschaffen, der den gesuchten Weg gewiß zeigen könne.

Nicht recht zufrieden kehrte der Karabinier auf Umwegen in's Lager zurück. Da sah er, als er in die Nähe des gräßlichen Zeltes kam, denselben Mann, vor dessen Angriffen er Teresita beschützt hatte, in der Lagergasse umhergehen und mit lauter Stimme kleine Schmutzfacken anpreisen, die er in einem an Lederriemen hängenden Glasfaste zur Schau ausgelegt hatte. Er hatte Wöbbling noch nicht bemerkt; wenigstens deutete kein Zug in seinem Gesicht darauf hin, obwohl sein Gegner unmittelbar auf ihn zuritt. Desto besser hatte der Karabinier seinen Mann in's Auge gefaßt; ehe dieser sich's versah, packte ihn der Deutsche durch einen starken Faustgriff hinten am Rock, hob ihn in die Höhe, schüttelte ihn einige Male hin und her, daß die wohlgeordneten Sädelchen durcheinander rasselten, und fuhr ihn mit wüthender Stimme an:

„Wart', unverschämte Canaille, ich will Dich lehren, auf mich zu schießen; was spienirist Du hier herum?“

Und wieder flog der spanische Mann wie eine Puppe

hin und her, bis der Weiniger, durch die Anstrengung selbst außer Athem, ihn auf den Boden niederlegte, ohne jedoch seine Faust einen Augenblick von Jenem zurückzuziehen. Der Spanier mußte es wohl für besser halten, den ungerecht Verletzten zu spielen, er erhob ein lautes Geschrei, das noch mehr der Neugierigen herbeilodete, als schon das vorgängige Schauspiel angezogen hatte. Eben wollte der Karabinier seine geübte Handhabung wieder beginnen, da öffnete sich der Vorhang des gräßlichen Zettes und Wilhelm selbst erschien, um sich nach der Ursache des Lärms umzusehen.

Anfänglich konnte er ein leises Lächeln nicht unterdrücken, als er das von Zorn und Aufregung glühende Gesicht des Karabiniers und das Spielzeug desselben sah. Dann aber trat er vor und fragte mit ruhiger Stimme: „Was soll das bedeuten?“

„Das soll bedeuten, Herr, daß ich einen spanischen Spion gefangen habe.“

Obgleich der Spanier die Rede und Antwort nicht verstand, mußte er doch ahnen, daß es sich um sein Wohl und Wehe handelte, und daß er in dem Erschienenen eine hohe Person vor sich habe; er verzog sein Gesicht demüthig und rief auf Portugiesisch:

„Bitte, schützen Sie mich, hoher Herr, ich bin wahrhaftig unschuldig und weiß bei meiner Seelen Seligkeit nicht, was ich verbrochen haben soll!“

Der Graf winkte dem Karabinier, den Spanier frei zu geben, was Jener auch, obwohl offenbar ungern, that.

„Tretet Beide herein,“ ordnete er dann an, in sein Zelt zurücktretend, während der Karabinier dem fremden Händler den Sinn des Befehls mit handgreiflicher Belehrung erklärte. Einen Augenblick später standen die Gegner vor dem Grafen, in dessen Gesellschaft sich nur der englische General Bourgoyne befand.

Auf Auffordern erzählte dann der Karabinier sein Abenteuer mit Terecita, wie der Spanier beim Verschwinden im Gebüsch ihm gedroht habe und auf dem Rückwege zum Lager ein Schuß auf ihn abgefeuert worden sei, der nur den Spanier zum Urheber haben könne.

Der Spanier stand währenddessen scheinbar gleichgültig, damit bemüht, die Sachen in seinem Tragkasten wieder zu ordnen.

Graf Wilhelm hielt ihm in portugiesischer Sprache die Anklage vor, welche der Soldat gegen ihn vorgebracht hatte.

Der Händler leugnete nicht sein Zusammentreffen mit Terecita, auch nicht, daß er dem Karabinier gedroht habe; er habe die in augenblicklicher Erregung gethan. Dagegen verschwor er sich hoch und theuer, auf den Karabinier nicht geschossen zu haben, wies auch darauf hin, daß wenn er ein schlechtes Gewissen gehabt, es Wahnsinn von ihm gewesen wäre, hieher in's Lager zu kommen.

„Hast Du noch weiter etwas gegen ihn?“ wandte sich der Graf wieder an Wöbbling.

„Am Abend, wo Euer Erlaucht im spanischen Hauptquartier waren, habe ich diesen Mann aus dem Schloßhofe schleichen sehen. Damals trug er keinen Kasten.“

„Du bist auch im spanischen Hauptquartier und zwar zur Nachtzeit gesehen worden; was hattest Du dort zu schaffen?“

Eine plötzliche Bewegung zuckte durch das Gesicht des Angeredeten, und aus seinen dunklen Augen schoß ein Blitz auf den Karabinier.

„Ja, Herr, ich war dort, um meine Sachen auszubieten, und man hatte mir ein Nachtlager in einem Nebengebäude gegönnt. Andern Tags hat man mich wegen eines Diebstahls zur Rede gesetzt und hat mich geschlagen wie einen Hund, und fortgejagt. Es waren meine eigenen Landsleute; aber Gott möge sie verderben, die Räuber!“

Dabei ballten sich die Fäuste des Spaniers und seine Augen rollten wild, wie in lebhaftem Zorn über die angeblich erlittene Schmach.

„Führe ihn einstweilen ab und laß ihn bewachen; ich werde ihn heute Abend eingehender vernahmen!“

Der Karabinier befolgte die Anordnung, und kurze Zeit später saß der Spanier in der Ecke eines Holzhauses, bewacht von zwei handfesten Soldaten, die dem Gefangenen durch deutliche Pantomimen rücksichtslos zu verstehen gaben, daß ein starker Strick zuweilen ein unangenehmes Halsstuch abgebe.

Es war bereits die Dämmerung eingetreten, als eine Ordonnanz befahl, den Gefangenen vor den Grafen zu führen: dieser mochte wohl das Schlimmste befürchtet haben, als ihm bemerkt gemacht wurde, daß er geholt werde; er erblickte sichtlich und verlor augenscheinlich die Ruhe, die er in stummer Resignation bis dahin bewahrt hatte. Sein Auftreten gewann aber die alte Redlichkeit, als er sah, wie er wieder in das Zelt des Höchstkommandirenden geführt werden sollte. Mit zuversichtlicher Haltung trat er ein; — eine halbe Stunde später wurde er, wie eine wichtige Person, von einem Unteroffizier durch die portugiesischen Vorposten begleitet und entlassen.

Zwei Tage später finden wir den portugiesischen Generalissimo Morgens in seinem Zelte unruhig auf und ab gehend: schon wiederholt hatte er nach seinem Adjutanten geklingelt, eben wieder war er im Begriff, den Knopf zu drücken, der einen Klöpfel gegen die kleine silberne Glocke warf, als der Vorhang zurückgeschlagen wurde und ein Offizier mit den Meldevorten eintrat:

„Der Mann ist da.“

„Lassen Sie ihn sofort eintreten!“

Der Ankömmling war niemand Anderes als der spanische Händler, der in devoter Haltung am Eingang stehen geblieben war.

„Sind Sie bereit, Herr General?“ wandte sich Graf Wilhelm zu einem Offizier, der während des rastlosen Auf- und abgehens des Ersteren sich mit dem eingehenden Studium einer Karte beschäftigt hatte. es war der englische General Bourgoyne.

„Ich bin bereit, Erlaucht,“ war die einfache Antwort.

„Nun, dann vorwärts!“ Mit diesen Worten trat der Graf zum Zelte hinaus und bestieg eines der draußen bereit gehaltenen Pferde.

Der Morgen war wunderschön: im prächtigsten Blau strahlte der Himmel, und ein sächelnder Luftzug verhütete die ermattende Einwirkung der strahlenden Sonne.

Graf Lippe und Bourgoyne ritten schweigend; vor ihnen ging ebenso schweigend und mit anscheinend ganz gleichgültigem Gesicht der Spanier.

Der eingeschlagene Weg führte zu dem südlichen Saume des Waldes, mit welchem der langgestreckte Berg bestanden war, über den der Karabinier einen passibaren Weg finden sollte.

Bevor der Graf dem Führer in einen breiten Waldweg folgte, warf er noch einen langen prüfenden Blick auf das im Thal vor Augen liegende portugiesische Lager; dann bedeutete er dem Spanier durch einen Wink, weiter voranzuschreiten, indem er zugleich die Pistolen in den Satteltaschen zu beiden Seiten seines Pferdes einer Prüfung unterwarf und zu sofortigem Gebrauch bereit steckte.

Der Spanier that nicht, als ob er von diesen Vornahmen etwas merke; er ging scheinbar ruhigen Antlitzes hart vor dem Pferde des Grafen, ohne sich nach diesem oder dessen Begleiter umzusehen.

So mochte wohl eine Stunde und länger vergangen sein, seit die Drei aus dem Lager aufgebrochen waren: der Weg, der im Anfang auf ebenem Waldboden hingeführt hatte, war seit geraumer Zeit steinig geworden: er zog sich in vielfachen Windungen in einer Vertiefung hin, deren ganze Beschaffenheit andeutete, daß sie das Bett eines nur zeitweilig fließenden Gebirgsbaches war, dessen Ufer sich zu beiden Seiten über doppelte Mannshöhe erhoben.

Der Graf und sein Begleiter verwandten ihre ungetheilte Aufmerksamkeit auf die Beschaffenheit des gezeigten Weges, ohne sonderlich auf ihren Führer Acht zu geben; und doch hätte das Benehmen desselben zu schärferer Beobachtung Anlaß geben können. Die spähenden Blicke, die er umher warf, und der lauernde Ausdruck seiner Augen, wenn er mit unmerklicher geschwinde Wendung des Kopfes die ihm folgenden Reiter musterte, verriethen, daß seine Sinne noch auf andere Dinge gerichtet waren, als auf den vor ihm liegenden Weg. Dieser verengte sich jetzt: ein mächtiger Felsblock zur linken Seite des Ufers nahm die Hälfte des trockenen Flußbetts ein.

Da plötzlich strauchelte der Führer: er griff im Fallen nach dem Zügel des hinter ihm gehenden Pferdes, und sich daran mit der linken Hand festhaltend, packte er mit der rechten des Grafen Arm. Dieser sah das heimtückische Auge des Spaniers funkeln, sah, wie urplötzlich fremde Gestalten ihn umringten.

„Verrath!“ rief er und versuchte, sein Pferd loszureißen. Vergeblich: braune Häute streckten sich von allen Seiten nach dem Grafen aus, um ihn zu ergreifen, nervigte Hände hielten sein und Bourgoynes Pferd. Alles war das Werk eines Augenblicks; der verrätherische Angriff überhaupt so unerwartet, daß keiner der Ueberfallenen von einer Waffe Gebrauch machen konnte.

Da donnerte in langem Wiederhall vom rechten Ufer herab ein Schuß: ein dunkler Gegenstand fiel springend zwischen den Knäuel der Angreifer, eine schwere Klinge sauste blühend durch die Luft, hier und dort taumelten die Bedrängten zurück: der Graf war frei, seine Pistolen trachten und zwei Gegner Bourgoynes sanken zu Boden. Wilhelms Geschrei und ein Getümmel von Kopf und Mann — dann war plötzlich Stille.

Graf Wilhelm sah sich nach dem Erreter um; dort lehnte er am Felsblock und wuschte sich den Schweiß von seiner Stirn — es war sein Karabinier Wöbbling.

Schweigend ging sein Landesherr auf ihn zu, und ein warmer Händedruck war der erste Lohn, den der tapfere Soldat von seinem verehrten Herrn erhielt. Ein Gleiches, wie der Graf, that Bourgoyne.

„Wie kommt Er hieher?“ fragte sodann Graf Wilhelm.

„Ich bin nicht allein, Herr,“ erwiderte der Karabinier und pfiff auf einem Finger, worauf sein Pferd, geführt von Terecita und einem alten Manne, den Weg herabkam.

„Die dort haben mir den Weg über diesen Berg zum spanischen Lager gezeigt, und ich war auf dem Rückwege begriffen, als ich zufällig, ehe ich bemerkt wurde, einen Trupp dieser Kerle hinter dem Felsblock hier lauern sah. Da sie nichts Gutes im Sinne haben konnten, so habe ich Terecita — hiebei deutete er auf diese — und ihren Oheim mit meinem Pferde zurückgelassen, habe mich oben auf dem Uferrande bis hieher geschlichen, und kam gerade zur rechten Zeit, um mit dem Verräther und seinen Genossen ein Wort deutsch zu reden.“

„Wo ist der Führer?“ fragte der Graf.

„Dort liegt er — todt — mit drei Anderen.“

„Kennt Er den Weg zum feindlichen Lager?“ wandte sich der Graf wieder zu Wöbbling

„Ja, Herr.“

„Gut, dann wollen wir ohne Verzug zurückreiten — doch halt, untersucht erst den Todten, vielleicht trägt er etwas von Wichtigkeit bei sich.“

Die Untersuchung war mit Hilfe von Terecita's Oheim bald beendet. Außer einer Anzahl Goldstücke, die der Karabinier verächtlich von sich warf, fand sich nur ein zusammengefaltetes Blatt Papier in der Brusttasche des Spaniers.

Wöbbling reichte dasselbe dem Grafen; dieser nahm es, las und zerriß es in kleine Stückchen.

„Frauenrache,“ murmelte er, als die leichten Blättchen vom Windeshauch zerstreut wurden.

Bald nach der Rückkehr des Grafen entstand im portugiesischen Lager ein reges Leben, das von Stunde zu Stunde wuchs. Es war offensichtlich etwas im Werke; aber der Grund der Unruhe wurde den Nichteingeweihten erst gegen Abend klar, als der Befehl zum Abbruch des Lagers gegeben und unter der persönlichen Leitung des Grafen der Bau von Brücken über den Tajo in Angriff genommen wurde. Zu gleicher Zeit geleitete Wöbbling die englischen Truppen auf dem ihm bekannten Bergübergange zur östlichen Seite des feindlichen Lagers; der von hier aus unter dem Oberbefehl der Generale Bourgoyne und Lee unternommene Ueberfall mußte die Spanier um so mehr überraschen, als einmal deren Höchstkommandirende wegen der natürlichen Schutzwehr, den der dazwischen liegende Berg bot, einen Angriff von der Ostseite nicht erwartet hatten, und als andererseits behufs eines für den nächstfolgenden Tag beschlossenen Sturms auf das portugiesische Lager allen spanischen Truppentheilen ausdrücklich Ruhe anbefohlen war. Die nächtliche Attacke der englischen Generale glückte daher glänzend; Graf Wilhelm marschirte unbefelligt über den Tajo, und nach einem raschen, meisterhaften Rückzuge der Engländer befand sich die ganze portugiesische Armee vor der Uebermacht des Spaniers in gesicherter Stellung jenseits des Flusses.

Graf Wilhelm hatte seine Ehre als Feldherr gerettet, und wenn auch anfangs in Liffaben ob dieses Rückzugs große Bestürzung herrschte, so lehrte doch der Ausgang der Sache, wie richtig der deutsche Fürst gerechnet hatte. Die spanische Armee konnte ihm nicht nur nicht folgen, sondern mußte ihrer Magazine wegen, die am Tajo aufwärts lagen, sich zurückziehen, immer bedroht von dem Grafen, der auf der andern Seite des Tajo neben ihr hermarschirte. Ein für Portugal günstiger Friede beendigte diesen mit deutscher Klugheit gegen spanische Uebermacht geführt Krieg.

5.

Reges Treiben herrschte am 17. November 1763 in Stadthagen, der alten Residenz der Lippe'schen Landesherrn. Die Rückkehr des Grafen Wilhelm sollte in gewohnter Weise durch Lustbarkeiten, namentlich Illumination und Feuerwerk, gefeiert werden.

Gegen zwei Uhr Nachmittags stand an dem Thore nach Bückeburg die Menschenmenge Kopf an Kopf, erwartungsvoll der Ankunft des Grafen harrend. Auf dem Hofe des in nächster Nähe gelegenen Schlosses hatten sich unter einer geschmackvollen Ehrenpforte die Beamten des Landes, sowie die Offiziere des kleinen Kontingents, soweit sie ihrem Gebieter nicht in das fremde Land gefolgt waren, versammelt.

Es war einer jener Novembertage, wie sie nicht häufig vorkommen: der Himmel strahlte im schönsten Blau und eine seltene belebende Wärme ließ eher das vorahnende Gefühl des Erwachens der Natur, welches uns an einem heiteren Frühlingstage beschleicht, als den Gedanken an den nahe bevorstehenden Winter aufkommen. Der Graf liebte die Pünktlichkeit: auf zwei Uhr Nachmittags war sein Erscheinen in Aussicht gestellt, und zur festgesetzten Stunde rollte sein Wagen unter dem Jubel des Volks durch das obere Thor in Stadthagen ein.

Unmittelbar am Thoreingange lag der Goldene Engel, vor dessen Thüre eine steinerne Bank sich befand, die von Zuschauern dicht besetzt war. Es war insbesondere eine Gruppe Landleute, die vor dem Goldenen Engel Posten gefaßt hatte, und wir finden unter ihr ein bekanntes Gesicht. Dicht an die Hausdecke des Gasthofes gedrückt, hatte Annemarie in stiller Sehnsucht kein Auge von dem Thore verwendet, durch welches der gräßliche Einzug stattfinden mußte. Ihr von heimlichem Kummer blaßes Gesicht war heute fein geröthet: ein Brief, den ihr die alte Botenfrau gestern heimlich überbracht hatte, war die Veranlassung, daß ihre ganze Erscheinung eine Frische wiedergewonnen hatte, die in letzter Zeit ganz ungewohnt an ihr war.

Neben ihr, auf der Bank, stand ihr Vater; weiterhin erschien das geröthete Gesicht des Müllers Schäfer.

Wie es im vorliegenden Fall nicht anders zu erwarten war, trugen sämtliche Zuschauer den Zug neugierig-freudiger Erwartung; nur das Gesicht des Vaters der Annemarie wollte nicht in die allgemeine Festimmung passen; finstere Falten verriethen, daß Zufriedenheit nicht zu den Schätzen des Trägers gehörten.

Auch der Ruf: „Er kommt, er kommt!“ hatte an den Mienen des Bauern nichts verändert, während sein Kind, wie lauschend, den Kopf vorgebogen hatte, um ja den günstigen Augenblick nicht zu versäumen, der ihr den Geliebten nach, wie ihr schien, enbloßer Zeit wieder vorzuführen sollte.

Da erschien der Vorreiter, dann der Wagen des Grafen, rechts und links neben demselben ein Karabinier — ja, das



Erste Gebildprobe. (S. 74.)

Nach dem Gemälde von L. Crocif. (Kopie der größeren Silbermedaille dieses Jahrgangs.)



Das Schmieden des Eisenrads einer Lokomotive. (S. 82.)
Gemälde von Paul Meyerheim.

war Heinrich, gebräunt von der Sonne und kräftiger an Gestalt als zuvor, auch ein sorgfältig gepflegter Schnurrbart war früher nicht vorhanden; aber sein Gesicht war sonst das alte, die bekannte Treueherzigkeit strahlte aus seinen blauen Augen, die den gesuchten Gegenstand bald gefunden hatten und mit ausleuchtendem Blick begrüßten.

Annemarie hatte den Blick wohl verstanden: aber auch ihr Vater hatte ihn bemerkt und in dem Spender sofort den Liebhaber seiner Tochter wieder erkannt. Erst durchdrückte ihn ein jäher Schreck bei dem plötzlichen Auftauchen des von ihm mißhandelten Burschen; dann erwachte der alte Jern: krampfhaft faßte er nach der Schulter seiner Tochter, dieselbe mit einem starken Druck so heftig pressend, daß die Betroffene vor Schmerz fast aufschrie; dann sagte er mit grossender Stimme: „Laßt uns nach Hause gehen!“ eine Aufforderung, welcher gegenüber seine Tochter sich schweigend verhielt, während der Müller, der noch mit neugierigen Augen hinter dem gräßlichen Wagen hersehnte und den glücklicheren Nebenbuhler nicht erkannt hatte, sich mit verwunderten Blick umwandte: er hatte sich von dem heutigen Tage viel versprochen und sollte jetzt, wo die Festlichkeiten und die daran sich anschließenden freudigen Gelage in den einzelnen Wirtschaften in Aussicht standen, sich auf den Heimweg nach seinem Dorfe begeben? Doch was half ihm sein Remonstriren? Er kannte den harten Kopf und die unberechenbaren Launen seines zukünftigen Schwiegervaters zu gut, um einen ernsthaften Widerspruch zu wagen: nach wenigen Minuten befanden sich die Drei auf der Straße nach Sülbeck.

Der alte Bauer schritt vorweg; voll unmutiger Gedanken und verdrießlicher Erinnerungen, war er zu einer Unterhaltung nicht aufgelegt. Auch das fauertöpfische Gesicht des nachfolgenden Müllers ließ erkennen, daß angenehme Gedanken augenblicklich vergebens bei ihm gesucht würden. Nur Annemarie schwebte in stillem Glück: aus ihren Augen leuchtete freudige Hoffnung und verlieh ihrem zarten Antlitz den Zauber neu erwachender Lebenslust, wie nach dunklen Wintertagen die goldige Frühlingssonne das Bild einer Landschaft verklärt.

Niemand sprach ein Wort: nur auf der Mitte des Wegs hatte sich der alte Bauer nach seinen Begleitern umgedreht, hatte unter den Worten: „Gleich nach Neujahr ist Hochzeit!“ seinen Stock auf die Erde gestoßen und dann seinen Weg fortgesetzt.

Im Dorf trennten sie sich: der Bauer und der Müller mit kurzem Händereichen, der Letztere von seiner Verlobten mit kaltem Gruß, da Annemarie mit starrem Trost dabei stehen blieb, daß sie sich von dem Müller vor der Hochzeit mit keinem Finger anrühren lasse.

Ein Tag verging nach dem andern und immer näher rückte der gefürchtete Tag der Hochzeit: der rege briefliche Verkehr, in welchem der gräßliche Karabinier und Annemarie mit einander standen, konnte nur die alte Botenliebe befriedigen, die den größten Vortheil daraus zog. Sie wurde für die Schlaue, mit welcher sie den Verkehr vermittelte, von Wöbbling in freigebigster Weise belohnt und hatte sich wohl nie so beglückt und zufrieden gefühlt wie in dieser Zeit, wo sie ihrer heimlichen Neigung für dustendes Kaffeegebräu in vollem Maße fröhnen konnte.

Graf Wilhelm kannte die Herzensgeschichte seines Karabiniers: am Tage nach dem Uebergange über den Tajo hatte er seinen Retter zu sich rufen lassen, um etwaige Wünsche desselben zu erforschen und dankbar zu erfüllen: Wöbbling hatte nur einen Wunsch — den Besitz seiner Annemarie, und diesen hatte er im Vertrauen auf den Edelmut des Grafen freimüthig und offen enthüllt. Mit der Zusicherung aufrichtigster Theilnahme hatte der Landesherr seinen Karabinier damals entlassen; aber vergeblich hatte dieser auf einen direkten Eingriff des Grafen in die Verhältnisse gehofft. Monate waren vergangen, ohne daß Graf Wilhelm dem liebenden und harrenden Karabinier ein längeres Wort der Aufmunterung gesendet hätte: nur bei Gelegenheit des Schlosswächterdienstes hatte er seinem treuen Landesknecht einige Male auf die Schulter geklopft und einen freundlichen Gruß zugenickt, der alle Hoffnungen Wöbbling's neu belebte.

So war der Tag herangekommen, der über der Liebenden Schicksal entscheiden sollte. Der Karabinier war in verzweifelter Lage: er wußte zwar, daß Annemarie nimmermehr des Müllers Frau werden würde; sie hatte ihn versichert, daß sie vor dem Diener des Höchsten noch ihre Weigerung, den verhassten Mann zu ehelichen, wiederholen würde; aber so sehr Wöbbling auf die Willensfestigkeit seiner Geliebten rechnen konnte, so unwiderstehlich war doch der Wunsch in ihm rege geworden, im entscheidenden Augenblick als Schützer ihr zur Seite zu sein. Und dieser Wunsch sollte unerfüllt bleiben? Hatte der Graf denn gar kein Mitgefühl mit seinen Empfindungen, daß er ihn gerade am Hochzeitstage zu einem besondern Dienst verwenden wollte? Denn dieß war offenbar der Grund einer gestern Abend an ihn ergangenen Weisung, sich heute früh punkt zehn Uhr vor dem Grafen einzufinden.

Schwer kämpfte das Gefühl der soldatischen Pflicht mit der Neigung, Annemarie heute Hilfe zu leisten; und die Furcht, es könne seiner Geliebten ohne seine schützende Gegenwart eine Unbill zugefügt werden, stritt hart gegen die Hoffnung, daß sein gnädiger Landesherr vielleicht doch noch mit einflußreicher Hand für sein und seiner Annemarie Glück sorgen werde.

Unter solchen peinigenden Gedanken hatte der Karabinier das Schloß erreicht und wartete im Vorzimmer der besondern Befehle des Grafen: wie erstaunte er aber, als dieser in prunkender Generalskleidung, angethan mit den höchsten Orden und Ehrenzeichen und begleitet von einem seiner höheren Offiziere, ihm entgegentrat, die Hand reichte und zu folgen befahl.

An der Freitreppe im Schloßhofe hielt ein Wagen: ein Lakai öffnete den Schlag, der Graf stieg ein, nach ihm der Offizier und als Letzter, auf besondere Anordnung des Grafen, der Karabinier. Wöbbling glaubte zu träumen, als er neben seinem hohen Landesherrn im Wagen dahinfuhr; er riß sich die Augen, er kniff sich unbedenkt in einen Finger — nein, er schief nicht, es beruhete Alles in Wirklichkeit, und die erwärmende Sonne strahlte in die Augen eines Wachenden, dessen Gedanken nur etwas verwirrt waren, da sie noch keine rechte Aufklärung über den ganzen Vorgang finden konnten.

Nach rascher Fahrt durch bekannte Fluren und Dörfer hielt der Wagen vor dem Pfarrhause zu Sülbeck: empfangen von der Pfarrerin, einer würdigen Frau, mit welcher der Graf einige Worte wechselte, wurden die Angeworbenen durch den Pfarrgarten zu einem Nebeneingang der Kirche geleitet. Hier öffnete ihnen der Schulmeister und Küster des Dorfes leise die Thür und führte sie einige Schritte vor in die Kirche, wo der Graf hinter einem hohen Kirchenstuhl stehen blieb: ein unzweideutiges Zeichen gebot seinen Begleitern Schweigen.

Vor Wöbbling's Augen schwindelte es: nur mit äußerster Willenskraft vermochte er seine Aufregung zu bemeistern und mit Bewußtsein zu erfassen, was vorging. Dort vor dem Altar stand Annemarie in hochzeitlichem Gewande, neben ihr der verhasste Müller, ringsum eine Anzahl festlich gekleideter Verwandten und Gäste. Der Pfarrer hatte seine Traureden vollendet und wandte sich zum Schluß der Feier. Hocherhobenen Kopfes stand die Braut vor ihm; ihr Antlitz war geisterbleich, nur das klarrückende Auge verrieth Leben in der sonst regungslosen Gestalt. Der Karabinier beugte sich vor: ihm dünkte, seine Brust müsse zerspringen vor verhaltener Erregung.

Horch, jetzt richtete der Pfarrer an die Braut die übliche Frage, ob sie den neben ihr stehenden Verlobten als Gemahl nehmen und eine christliche Ehe mit ihm halten wolle? — Eine kurze, lautlose Stille folgte, dann ertönte ein festes, vernünftliches „Nein!“ — Den Anwesenden nahm das Unerwartete der Antwort für einen Augenblick jede Bewegung; starr blickte der Müller auf Annemarie, mit krampfhaft geballten Händen stand betroffen der Vater daneben. Da konnte sich Wöbbling nicht länger bemeistern; mit Gedankenschnelle stand er zwischen den betroffenen Hochzeitsgästen und fing die sinkende Braut in seinen Armen auf. Unmittelbar hinter ihm erschien der Graf; er gebot der ausbrechenden Unruhe mit erhobener Hand Stille und wandte sich zu Annemarie's Vater:

„Ihr habt gehört, daß Eure Tochter sich weigert, den von Euch ihr bestimmten Mann zu ehelichen. So trete denn ich hiemit vor Euch hin und werbe in aller Form für meinen Karabinier Heinrich Wöbbling um die Hand Eurer Tochter Annemarie.“

Der Bauer sah schweigend zu Boden. Dann entgegnete er mit verlegener Stimme:

„Ich habe dem Müller mein Wort versprochen.“
„Und ich mag Eure Tochter nicht mehr, gebt sie, wem Ihr wollt, gebt sie dem verlaufnen Soldaten!“ schrie der Müller in ausbrechender Wuth und so laut, daß der Pfarrer, über diesen Lärm in seiner Kirche erschreckt, die gefalteten Hände zum Himmel hob, und die Bekannten des Wütenden Veranlassung nahmen, seine Entfernung aus dem geheiligten Raume zu bewerkstelligen.

„Ich zwingen Euch nicht; aber wollt Ihr auch jetzt noch Eure Einwilligung zu einem Bündniß verweigern, das schon längst zwischen zwei Herzen unverbrüchlich geschlossen ist?“ wiederholte Graf Wilhelm seine Anfrage bei dem Bauer.

„Ich will meine Einwilligung geben“, erwiderte der Angeredete — eine weitere Antwort erstidte unter der Umarmung Annemarie's, die dem letzten Vorgange mit ängstlicher Spannung gelauscht hatte und sich jetzt mit inniger Dankesbezeugung ihrem Vater um den Hals warf.

Als die erste Bewegung vorüber war, begann der Graf wieder:

„Damit Euer zukünftiger Schwiegersohn Euch würdig sich nahen kann, so erhält er von mir als Lohn für treu geleistete Dienste eben das Vermögen in baarem Gelde, welches Ihr Eurer einzigen Tochter einst hinterlassen werdet; und da der heutige Tag doch einmal zur Hochzeitsfeier bestimmt war, so dispensire ich kraft meiner landesherrlichen Gewalt die Neuverlobten hiemit von allem und jedem vorgängigen Aufgebot und fordere den würdigen Herrn Pfarrer zur alsbaldigen Ehesegnung auf.“

Ueberrumpelt von der unerhofften glücklichen Wendung der Dinge wußten Wöbbling und Annemarie keine Worte des Dankes gegen ihren hohen Gönner zu finden: sie wollten voll ihm niederknien; aber mit freundlich bewegter Miene hob Graf Wilhelm sie auf und deutete auf den Pfarrer, der der Vornahme der heiligen Ehesegnungshandlung harnte. Auch der starre Sinn des Bauern war geschmolzen: stumm reichte er seinem Schwiegersohn die Hand, die dieser unter herzlichster Umarmung drückte; stumm beugte er sich vor dem Grafen, der ihn huldreich an der Hand nahm und hinter den Verlobten zum Altar führte.

Wohl nie hatte der Pfarrer so von und zu Herzen gepredigt, wie heute; wohl nie hatte ein glücklicheres Paar vor ihm gestanden, als Heinrich und Annemarie; und als schließlich der Graf zwei kostbare Ringe von seinen Fingern zog und der Pfarrer sie den Verlobten ansteckte und den Segen über die Glücklichen sprach, war kein Auge thränenleer.

In einem freundlichen Nebenbause des Schlosses zu Bückeburg hatte Graf Wilhelm seinem Karabinier ein trautes Heim bereiten lassen. Dort lebte Heinrich Wöbbling mit seinem Weibchen in stiller Zufriedenheit.

Der Graf vergaß nie, daß ihm sein treuer Karabinier einst als Retter in der Noth erschienen war, und wenn schon Wöbbling im Besitz seiner Annemarie und durch fortwährende Freundlichkeiten seines hohen Gönners sich überreichlich belohnt glaubte, so meinte er doch, nie einen zarteren und köstlicheren Dank erhalten zu haben, als am Vermählungstage seines erlauchten Fürsten, wo die edle Frauenperle, Gräfin Marie von Lippe-Biesterfeld, ihm mit reizendem Lächeln auf Veranlassung ihres Gemahls die Hand reichte.

Vögel in der Volkslage und im Volksglauben.

Von
H. Sundestn.

II.

Wir treten jetzt aus dem Hause auf den Hof hinaus, auf welchem sich das mannigfachste Geflügel umhertummelt. Da ist vor Allem

der Haushahn.

der Herr des Hofes und Beherrscher des zahlreichen Hühnervolkes. Er ist ganz Würde und Bornehmheit und bewahrt stets einen edlen Anstand, sei es, daß er an der Spitze seines Harems stolz einhererschreitet, sei es, daß er einer Lieblichkeitsheime den Hof macht, oder daß er mit seinen dummen Weibern schilt. Wie herausfordernd-selbstbewußt klingt sein schmetternder Ruf, wenn er vom erhabenen Sitze herab die Häupter seiner Lieben und seinen ganzen Hofstaat überblickt; dann trompetet er flügel-schlagend sein „Luter ril Lüt!“ (Lauter reiche Leute!) in die Welt hinein; hat ihm aber das Schlachtmesser eine seiner schönsten Haremsfrauen geraubt, oder verfehlt ihn schlechtes Wetter und Mangel an Unterhalt für seine Familie in Traurigkeit, dann ruft er betrübt: „Es sieht trurig ut!“ (Es sieht traurig aus!) Fängt es aber gar zu regnen an, dann flüchtet er wehklagend: „O große Roth!“

Es gibt wohl kaum einen andern Vogel, der so populär ist wie unser Haushahn. Bei den Alten war der Hahn ein heiliger Vogel und als solcher verschiedenen Göttern, vornehmlich dem Mars und der Minerva, wegen seiner Klugheit, Tapferkeit und Wachsamkeit geweiht. Die Römer theilten offiziell die Zeit nach dem ersten, zweiten und dritten Hahnenkrei ein, und ließen die Gabe des Hahnes, den kommenden Morgen zu verkünden, göttlichen Ursprungs sein. Alettrion, ein Liebling des Mars, wurde von Jupiter einst zu einem Wächterdienst verwendet, erzählt die Sage, kam dem Auftrage aber nur sehr mangelhaft nach und ward daher von dem Göttervater zur Strafe in einen Hahn verwandelt, als welcher er nun stets die Ankunft der Sonne anzeigen muß. Auch die Landesknechte des Mittelalters führten Hähne als Uhren mit sich auf ihren Wagen, um aus ihrem Krähen die Zeit für die Ablösung der Wachen zu bestimmen. Da sein Ruf aber außerdem die Veränderungen des Wetters anzeigt, gilt er auch noch als „Hausprophet“. Bei den Griechen war der Hahn dem Askulap heilig und opferten sie diesem einen weißen Hahn, wenn sie von einer Krankheit Genesung gefunden hatten. Ferner ließen die Griechen von Hähnen Körner fressen, welche auf Buchstaben lagen, um so die Zukunft zu deuten. Diese „Alettrionantie“ ward von ihren Priestern als besondere Wissenschaft gepflegt. In der deutschen Volkslage ist der Hahn in rother oder schwarzer Gestalt dem Donar als Gewittervogel angehörig, wie auch als Symbol der Flamme Lohi, dem bösen Feuergeist, geweiht. Wenn er keine Flügel ausbreitet, so schlagen Feuerbrände unter ihm auf. Die Indianer glauben in gleicher Weise, daß das Flügel-schlagen des Puthahnes den Bliz hervorrufe. Es deutet hierauf der noch heute gebräuchliche Ausdruck für Brandstiftung: „den rothen Hahn auf's Dach legen“. Doch ist der Hahn, obgleich die rothe Hahnenfeder, die der Teufel am Hüte trägt, auf den schwarzen Hahn hinweist, welcher in den Sälen Hel's kräht, auch Sinnbild des Tageslichts und als solches Gegner alles unheimlichen Zaubers, so daß vor dem Hahnenkrähen Teufel und Geister fliehen. Bei Mohammed ist der Hahn Wächter der himmlischen Heerschaaren, wie er auch als Haremsbesitzer zu den Söhnen des Islam in Verbindung steht. Ein hübsches Räthsel, welches hierauf Bezug hat und dessen Auflösung „der Hahn“ ist, findet dabei ein Plätzchen.

An Mohammed.

Mohammed, im Kreis der Weiber singe ich:

Du bist mein Freund!

Öffne ich verschloss'ne Leiber, geb' ich Wein:

Bist du mein Feind!

Und doch werde ich erhöht, bin ich so wie du Prophet.“

In dem zweiten Verse ist hier der Hahn am Haß gemeint, wie man ja auch von einem Hahn am Gewehr spricht und ferner einen Hahn in Fibern auf dem Titelblatt abbildete, um durch sein Sinnbild die Kinder zum Fräuhastehen zu mahnen. Bekannt ist die Verbesserung Hans Ballhorn's, welcher dem Hahn Eier unterlegte, woher der Ausdruck: „verballhornist“ rührt. Auch gibt man den Wetterfahnen auf den Dächern gewöhnlich die Form eines Hahnes, und pflegt endlich den männlichen Vogel im Allgemeinen Hahn (z. B. Kanarienhahn) zu nennen. So steht der Hahn mit den verschiedensten Dingen in Verbindung. Im Sprüchwort kommt er häufig vor. Es heißt da: „Auf seinem Riste ist der Hahn König“; „Er ist Hahn im Korb“; „Es kräht kein Hahn darnach“ u. s. w. Ein Kinderräthsel lautet:

„Vorne wie ein Ramm,

Mitten wie ein Lamm,

Hinten wie ein Ei:

Kath', mein lieber Michel.“

Oder:

„Es ist ein Mann ut Hütendüden,
Het en Rod ut dufend Fiden,
Het en lüden Angericht,
Het en Ramm und tammst sit nicht.“

Einen ganz andern Charakter und Typus trägt
das Huhn.

Es ist beschränkt und unterwürfig, ja geradezu etwas dumm, wie auch das Sprichwort andeutet: „Eine blinde Henne findet auch ein Körnchen“, läßt sich leicht betölpeln von Reineke, dem schlauen Fuchs, und bedarf durchaus der Fürsorge und Aufmerksamkeit Hennigers, des Hahns. Das Huhn ist nichts weiter als eine brave, simple Hausfrau, die aber große Mutterliebe besitzt und dann selbst überlegenen Angreifern Widerstand entgegensetzt. Ihre Hauptaufgabe ist das Eierlegen, und sagt in Bezug hierauf der „Geistliche Vogelgesang“, eine alte, zierliche Dichtung des sechzehnten Jahrhunderts von einem unbekannten Verfasser:

„Die Henna gar frühlich gagagadt
Und macht ein groß Geschrei,
Die Bäurin weiß wohl, was sie sagt,
Und nimmt ihr aus das Ei.“

Dieses „Gadern“ oder „Gedern“ der Hennenprache wird nachgeahmt in einem elässischen Kinderpruch, nach welchem die Henne mit ihrem Geschrei in geduldiger Ausdauer unaufhörlich nichts Anderes als folgende Weisheit zu Tage fördert:

„D's Herre Dedbett hatt vier Ed',
Bier Ed' hatt 's Herre Dedbett!“

Außer dem Eierlegen und Gadern ist bei dem Huhn neben frühem Auffuchen der Nachtruhe, woher die sprichwörtliche Redensart: „Mit den Hühnern zu Bett gehen“, rührt, das Fressen die Hauptbeschäftigung. Die Römer achteten auf dasselbe genau; fragen die Hühner hastig, so war dies ein gutes Vorzeichen, fragen sie langsam, ein schlechtes. Bei jeder Legion befand sich ein besonderer Beamter, der sich in dieser Weise mit der Hühnerpflege beschäftigte und Pullarius hieß. — Eine Erscheinung, die die Henne und da bei Hühnern auftritt, ist das Krähen derselben. Dies ist für Brautleute ein schlechtes Vorzeichen, und sagt ein alter Volkspruch:

„Wenn die Henne kräht vor dem Hahn
Und das Weib redet vor dem Mann,
So soll man die Henne braten
Und das Weib mit Prügelein beraten.“

Neben dem Hahn mit seinem Volk bildet

der Pfau

eine prächtige Fierde des Geflügelhofes. Er war der Juno geweiht und gilt wie diese als etwas eitel und geistlos, was er auch wohl in der That ist, sowie im Alter jählich und übel-launisch. Sein herrliches Gefieder macht ihn zu einem kostbaren Vogel, weshalb er auch unter den Geflügeln aufgeführt wird, welche die Königin von Arabien dem König Salomo zusandte. „Denn das Meer schiff des Königs, das auf dem Meere mit dem Schiffe Hiram's fuhr“ — heißt es im ersten Buch der Könige, Kapitel 10, Vers 20 — „kam in drei Jahren einmal und brachte Gold, Silber, Eisen, Affen und Pfauen.“ Auf der Tafel war der Pfau ein Schaugericht, doch galt das Gehirn als Leckerbissen bei den Römern. Im Mittelalter schenken die Ritter „beim Pfau“ (voeu du paon). Ein Volksrathsel charakterisiert den Pfau sehr gut, indem es sagt:

„Rath: ein Vogel, wohlbekannt,
Hat ein glänzendes Gewand,
Einen gleichnerischen Gang,
Dazu widrigen Gesang.“

Schreien die Pfauen, so gibt es nach dem Volksglauben bald Regen. Wie einfach und doch wie zart und reizend nimmt sich neben dem Pfau

die Taube

aus! Geschäftig trippelt sie mit ihren kleinen, mit einem Federsträuschen besetzten Füßen hin und her, sie und da ein Körnchen aufpickend und die hellen Augen auf Alles, was ringsumher vorgeht, aufmerksam gerichtet. So ist sie so recht das Bild lebenswüthiger Unschuld, eine Freundin der Kinder und Mädchen. „Turrut! Turrut!“ lautet ihr girrender Ruf und der Tauberich nennt sie seine „Turrut! Turrut! Turrut!“ Darum wird die Taube auch von alterher sorgfältig gepflegt; schon die alten Römer hegten sie und Plinius sagt von den Tauben, daß Reuchtheit ihre vorzüglichste Tugend sei, während die Bibel den ihnen Vergleich stellt: „Ohne Falsch wie die Tauben.“ Ihrem glänzenden Schwarm gleich nennt dieselbe auch die kriegerischen Heerhaaren (Halm 68, Vers 14), und Salomo sagt im ersten Kapitel des „Hohen Liedes“ im vierzehnten Vers von der Braut: „Siehe, meine Freundin, du bist schön, schön bist du, deine Augen sind wie Taubenaugen.“ Die Taube ist so auch das Bild der Liebenden und eine schmückelnde Braut einer girrenden Taube ähnlich. Die Griechen nannten die „Girren“ Seufzen und bezeichneten es mit *giron*, während die Römer dafür Ausdrücke wie *giron*, *murmuratio* hatten. Auch die Juden girren und heulen wie Tauben, wovon aus Stellen im Jhesais Zeugniß ablegen. Kapitel 59, Vers 11 heißt es da: „Wir brummen Alle wie Bären und ächzen wie die Tauben.“ und Kapitel 38, Vers 14 lautet: „Ich winsele wie ein Kranich und Schwalbe und girtete wie eine Taube.“ Nicht selten dienen die Tauben als Briefträgerinnen, vornehmlich der Liebenden. Die älteste solcher Briefträgerinnen war wohl Noah's Taube, welche das Oelblatt überbrachte; heute verwendet man diese gefiederten Boten vielfach im Dienste der Post. Doch entstammt dieser Gebrauch keineswegs der Neuzeit, sondern ist schon im Alterthum zu finden. Schon D. Brutus sandte, als er in Rutina von Antonius eingeschlossen war, durch Priestauben den Republikanern Nachrichten zu. — Dem Hauke, in welchem Tauben gehalten werden, bringen sie Glück und ziehen Krankheiten an sich. Turkeltauben dienen zu mannigfachen Liebeszauber, doch muß man sie sorgfältig erhalten, nicht laufen. Vieder über die Taube gibt es sehr viele; die Winckelänger besonders haben sie vielfach besungen. Unter den Dichtwerken neuerer Zeit ist es Brentano's schon erwähnliches Märchen: „Nothflehchen, Liebschleichen's Begräbniß und Tod“, in welchem die Taube eine Rolle spielt. Hier heißt es:

„Sagt, wer klagt denn Ach und Weh,
Nothflehchen, Liebschleichen?
Spricht die Turkel: Ach's verflucht!“

Ruf und schluchze, gute Ruh!
Gute Ruh, wie gut warst du,
Nothflehchen, Liebschleichen!“

In Grimm's Märchen: „Aschenbrödel“ lautet die Sprache der Taube: „Rude di Gud! Rude di Gud!“

Häßlich schallt in das Gurren der Tauben das schrille Geschrei der

Gans.

Schwerfällig, mit scheinbar vornüberfallendem Oberleibe, weghalb die Gans im Rindermärchen „Wackelschwänzchen“ genannt wird, kommt sie einher gewaltig und empfängt jeden Nahenden mit boshaftem Gezisch. Dann steht sie wieder stundenlang regungslos da, starrt in die Luft und zieht das eine Bein unter den Leib, so daß der „Plattfuß“ verborgen ist. Die Kinder sagen von ihr, sie trage keine Strümpfe, und wissen auch, woher das kommt.

„Suse, liebe Suse“ — fingen sie, — „was raffest im Stroh?
Das sind die lieben Gänsechen, die haben keine Schuh!
Der Schuster hat's Leder, kein' Leisten dazu,
Drum geh'n die Gänsechen barfuß und haben keine Schuh!“

Allgemein gilt die zahme Gans wie das Schaf als dumm und ist es auch; die wilden Gänse sind dagegen Muster der Klugheit und Aufmerksamkeit. Im Alterthum standen die Gänse auch in hohem Ansehen, vorzüglich bei den Römern, denn sie haben bekanntlich einst das Kapitol gerettet, wie uns Livius im fünften Buch, Kapitel 47 seiner römischen Geschichte ausführlich erzählt. Alle Jahre fand dafür in Rom eine öffentliche Dankfeier statt. Das Geschmetter der Gänse nannten die Römer *gnatitatio*, die Griechen *ganaktis*, die Gans selbst hieß auf Lateinisch *anser*, Griechisch *xy*. In der römisch-katholischen Kirche ist die Gans dem heiligen Martin, Bischof von Tours, geweiht; warum eigentlich, steht historisch nicht ganz fest. Man erzählt, daß der heilige Martin, als er zum Bischof gewählt worden, sich aus übergroßer Bescheidenheit in einem Gänsestall verborgen habe, das Geschrei der Gänse, die darüber in Aufruhr gekommen, hätte ihn jedoch verrathen. Man pflegt seitdem am Martinsstage, am ersten November, Gänsebraten, sogenannte Martinsgänse zu essen, und mahnt auch ein alter Spruch: „Ich gans Martin, wurst in festo Nicolai“. Die größte Bedeutung aber hat die Gans durch ihre Federn erlangt. Einerseits dienen dieselben, in Linnen geklopft, als schöne, weiche Lagerstatt, andererseits bedient man sich ihrer als Schreibmaterial. Vom Jahr 636 n. Chr., wo seines Gebrauches die erste Erwähnung gethan wird, bis in unser gegenwärtiges Jahrhundert hinein ist der Gänsestiel das hauptsächlichste und vornehmlichste Schreibwerkzeug geblieben, und mit vollem Recht hat man in früherer Zeit seine weltbeherrschende Wichtigkeit, welche sich auf eine mehr als tausendjährige Herrschaft stützte, gepriesen, selbst in poetischer Form. Fast hundert Jahre hind es her, daß Blumenauer in einem Lobgedicht auf die Gans sang:

„Und ohne deine weisheitsvollen Spulen,
Wo wäre Wissenschaft?
Wo unsre Kancleien, hohe Schulen,
Wo unsre Autorität?“

Jetzt hat die Stahlfeder freilich den Gänsestiel fast gänzlich verdrängt und nur Wenige bedienen sich seiner noch. Seine Vorzüge aber hat der Frankfurter Dichter Friedrich Stolze in nachfolgenden launigen Versen der Nachwelt erhalten:

„O Gänsestiel, verdrängt hat dich zwar
Die fäh'ne Feder: wirst du sie beneiden?
Du herrschtest, als die Zeit noch hülten war.
Jetzt herrscht der Stahl, doch gänzlich sind die Zeiten.
Die fäh'ne Feder, ach, sie hat kein Herz,
Und fühl' behaupt' ich, daß ihr solches fesse.
Wie lamm' Empfindung in ein fühllos Erz?
Der Gänsestiel jedoch hat eine Seele.“

Die Ente.

griechisch *xytta*, lateinisch *anas*, althochdeutsch *anot*, zeichnet sich noch weniger als die Gans durch ihre Geistes Eigenschaften aus, und ist deshalb wenig Wichtiges von ihr zu sagen. Auf Vogelhochzeiten heißt es bald von ihr:

Die Ente, die Ente,
Das war der Super'ndente,

bald auch:

Die Gänse und die Anten,
Das war'n die Muskantanten.

Auch hört man den Vers:

Die Ente, die Ente,
Die führt das Regimente.

Am liebsten ist das folgende Gespräch zwischen Ente, Hund, Kaze und Haushahn, das uns Simrod aufbewahrt hat und in welchem die Ente ihren Hofnachbarn eine Einquartierung im Hofe anzeigt. Die Enten sprechen: „Soldaten kommen! Soldaten kommen!“ Der Hund fragt: „Wo? Wo? Wo?“ Die Kaze antwortet: „Von Bernau! Von Bernau! Von Bernau!“ Der Hahn fliegt auf die Mauer und ruft: „Sie sind schon hier! Sie sind schon hier!“ In einem andern Kinderpruch wird diese Einquartierungsanfrage noch weiter in folgender Weise ausgeführt: Die Enten knattern: „Soldaten kommen! Soldaten kommen!“ Der Hofhund fragt: „Von wo? Von wo? Von wo?“ Die Kaze antwortet: „Von Bernau! Von Bernau! Von Bernau!“

Der kleine Klaffer fragt: „Waffen auch? Waffen auch?“ Die Jiege meckert: „Mit Gewe—e—ehr! Mit Gewe—e—ehr!“ Der Hahn ruft: „Sind Füllier! Sind Füllier!“ Die Taube, zur Befestigung des Lärms: „Immer Ruh! Immer Ruh!“

Der Hahn befiehlt: „Bringt für sie Bier! Bringt für sie Bier!“ Die kleinen Küchlein piepen fragend: „Wieviel? Wieviel? Wieviel?“ Die Frösche im Hofteich antworten: „Ein Quart! Ein Quart!“

Sehr hübsch ist auch folgendes Bild: Eine Ente am Pfuhl hat etwas Neues gefunden, und sogleich kommen alle anderen herbeigeeilt, schaaren sich, gleich klatschenden Weibern am Brunnen, zusammen und fragen nun neugierig und eifrig: „Wat? Wat? Wat? Wat?“ Als bald aber treibt sie der Erpel wieder auseinander mit dem ärgerlich scheltenden Rufe: „Pad! Pad! Pad! Pad!“

Fluchbeladen.

Roman nach Emile Zola

Emile Zola.

Mit Autorrecht für die deutsche Sprache.

(Fortsetzung.)

Der arme Rouvenat glaubte schon den Pistolenschuß zu vernehmen, welcher seinen Herrn tödtete.

So wurde es zehn Uhr Abends. Jacques Mellier verfiel in seinem Hauteuil in einen dumpfen, wüsten Schlummer.

„Was geht denn im Dorfe vor?“ fragte sich Rouvenat. Und er verließ, angstgetrieben, den schlafenden Jacques, setzte seinen Hut auf und lief bis nach Frémicourt. Er langte dort vor dem Bürgermeisteramte in dem Augenblicke an, da Jean Renaud den Wagen bestieg, der ihn nach Saint-Trun bringen sollte.

Der Wagen fuhr fort. Rouvenat näherte sich horchend allen Gruppen von Männern und Weibern, die sich auf dem Plage bewegten. Man sprach von dem Verbrechen, von Jean Renaud, und man diskutirte für und wider. Was aber aus allen Gesprächen klar hervorging, war, daß der Wolfstödter des Mordes schuldig erkannt wurde, da die Gendarmen ihn fortgeführt hatten. Und schon wurde der arme Jean Renaud, der am Vortage noch geachtet und geliebt worden war von Jedermann, für den verächtlichsten Missethäter angesehen.

Rouvenat wußte besser als alle Anderen, was daran war; er wollte etwas Anderes erfahren.

Er bemerkte den Bürgermeister, welcher seiner Wohnung zuschritt. Er lief ihm nach.

„Ich bitte, Herr Bürgermeister!“ sagte er. „Ich habe just gesehen, daß man den armen Jean Renaud fortgebracht hat. Wo führt man ihn denn hin?“ — „Ah, Sie sind's, Pierre Rouvenat! Dieser arme Jean Renaud, wie Ihr ihn nennt, ist ein abgefeimter Spitzbube. Man bringt ihn nach Saint-Trun, wo er die Nacht zubringen wird, und von dort nach Besoul, wo er vor die nächsten Affisen kommen wird.“ — „Mein Gott, mein Gott!“ stöhnte Rouvenat, „so ist er also doch schuldig?“ — „Schuldig! Das will ich meinen! Er ist der Mörder!“ — „Er, Herr Bürgermeister? Er?“ — „Seine Angelegenheit ist ganz klar. Er kann von Glück sagen, wenn er mit dem Leben davon kommt.“ — „Er ist also als schuldig erkannt worden?“ — „Vom ganzen Gerichte.“ — „Und hat er gestanden?“ — „Das nicht. Er begnügt sich mit der Behauptung: Ich bin unschuldig!“ Und wenn man ihn verhört, wenn man ihm die unwiderleglichsten Beweise vor Augen hält...“ — „Nun? ...“ — „Dann schweigt er. Man hat ihn zu der Leiche seines Opfers geführt; er hat da nicht einmal gezittert, er hat dieselbe mit schauderregender Freiheit betrachtet. Dazu hat er noch geheuchelt und gethan, als ob er weine... der Erbärmliche! ... Da hat ihn der Herr Instruktionsrichter gefragt, ob er beim Zeugnissen beharre.“ — „Und was antwortete er?“ — „Daß er nicht antworten wolle.“

Darauf erzählte der gute Bürgermeister, ganz glücklich darüber, einen so aufmerksamen Zuhörer zu haben, dem Pierre Rouvenat das ganze Verhör des Angeklagten. Als er zu Ende war, waren die Beiden eben am Thore des Bürgermeisterhauses angekommen. Rouvenat wünschte dem Herrn eine gute Nacht und begab sich nach Hause.

Auch er war, während er den Bürgermeister anhörte, im Geiste dem Angeklagten in jenen verhängnisvollen Nachtstunden gefolgt. Er sah, wie Jener den Verwundeten auf der Landstraße fand und ihm Hülfe leisten wollte. Wie er dann, dem letzten Willen des Todten gehorham, nach Saint-Trun eilte, um in dessen Stube irgend etwas abzuholen. Was? Darauf gab ihm sein so früher Besuch im Hofe Antwort. Irgend etwas, das er Lucile zu übergeben hatte — wahrscheinlich ihre Briefe. Da er nun seine Mission nicht vollständig erfüllen konnte, hatte er diese Briefe vernichtet oder versteckt, damit das Geheimniß Lucile's nicht entdeckt werde, vielleicht auch, um von Jacques Mellier eine Anklage abzuhalten.

Dies konnte Rouvenat um so sicherer glauben, da der Wolfstödter, trotzdem er sich durch ein Wort als ein Unschuldiger darstellen konnte, dennoch bei seinem unverbrüchlichen Schweigen verharrte. Er hielt bei diesem Gedanken mitten auf seinem Wege an. „Mir scheint gar, ich... ich weine!“...“ sagte er. Und er weinte in der That, er weinte bitterlich.

„O Jean Renaud, Jean Renaud!“ sagte er bei sich, „was bist Du für ein wackerer Mann! Was bist Du für ein edles Herz! Und Dich, Dich nennen jetzt die Leute in Frémicourt einen Verbrecher... die Thoren! Ich aber kenne Dich. Und wenn man Dich auf's Schaffot schleppt, wirst Du dennoch nichts verrathen!“

16.

Wie Pierre Rouvenat in den Hof zurückkam, schlief der Landwirth nicht mehr.

„Jacques“, sagte Rouvenat zu ihm, „ich bin in Frémicourt gewesen; die Gerichtsbeamten und die Gendarmen

sind abgezogen. Du kannst Dich zu Bett legen und der Ruhe pflegen, die Du so nöthig hast. Du hast nichts mehr zu fürchten, Du bist gerettet." — "Was willst Du damit sagen?" — "Jean Renaud ist schuldig erkannt worden. Morgen wird er sich im Gefängnisse von Besoul befinden."

Der Landwirth starrte Rouvenat verwirrt an.

"Aber das ist ja unmöglich!" rief er aus. "Das kann ja nicht sein!" — "Und doch ist es so. Jean Renaud wird vor die Assisen gestellt und verurtheilt werden." — "O, zum Teufel!" rief Mellier aufgeregt. "Welcher von uns Beiden ist denn nährisch?" — "Du hast Deine vollkommene Vernunft, ebenso wie ich die meinige. Du begreifst noch immer nicht? Nun, so höre mich an. Nur vier Personen wissen um das Geheimniß der heutigen Nacht: Du, Deine Tochter, die Dich nicht anklagen wird, ich, der stumm wie das Grab ist, und Jean Renaud." — "Jean Renaud, sagst Du, Jean Renaud weiß..." — "Alles." — "Rouvenat, was soll das heißen? Erkläre mir..." — "Gestern Abend kam Jean Renaud in den Hof hieher mit seiner Flinte. Da er dieselbe in Terroise nicht brauchte, ließ er sie hier. Und in der Nacht hast Du seine Flinte anstatt der Deinigen ergriffen. Begreifst Du?" — "Noch nicht ganz." — "Nun denn, heute früh hat Jean Renaud seine Flinte wieder mitgenommen, und die Gendarmen haben sie bei ihm daheim gefunden. Der eine Schuß war abgeschossen, die Kugel in dem Körper des Opfers paßt in den Lauf..." — "O, jetzt verstehe ich!" rief Mellier erbebend. — "Nun, und Jean Renaud hat natürlich errathen, daß Du der Thäter bist." — "Weßhalb hat er es nicht gesagt?" — "Weil er nicht



Fluchbeladen. „Guten Tag, Geneviève, ich bin eigens nach Evrey gekommen, um Sie zu sehen.“ (S. 81.)

gewollt hat." — "Ah! Er hat also nicht gewollt?" wiederholte Mellier langsam, wie zu sich selber sprechend. Dann stürzte er auf einen Schrank zu, öffnete ihn und zog einen vollständigen Anzug heraus. — "Was thust Du denn da?" fragte Rouvenat erstaunt und unruhig. — "Du siehst es wohl, ich gehe, mich anzuleiden," antwortete der Landwirth düster. — "Zieh? Und wo willst Du hin?"

Jacques Mellier trat mit blühenden Augen auf seinen alten Diener zu.

"So hältst Du mich also für feige genug, für erbärmlich genug, einen Unschuldigen an meiner Statt verurtheilen zu lassen? Ich habe den Räuber meiner Ehre getödtet. Man nennt das ein Verbrechen, einen Mord, gut. Aber daß ein Anderer die Strafe für mich tragen sollte! Niemals! Niemals!... Du fragst, wohin ich gehe? Ich gehe nach Saint-Trum. Ich will dort in die Welt schreien, daß Jean Renaud unschuldig ist, und dann — dann werde ich mich tödten."

Rouvenat kreuzte die Arme über seiner Brust.

"Das wirst Du nicht thun," sagte er kalt. — "Und wer sollte die Kühnheit haben, mich davon abzuhalten?" — "Ich." — "Und weßhalb?" — "Weil ich es nicht haben will."

Jacques Mellier stieß ein trampfhaftes Gelächter aus.

"Nein, ich will es nicht haben," fuhr Rouvenat fort, indem er sich vor seinem Herrn aufrichtete voll stolzer Energie. "Ich will es nicht haben, weil der Selbstmord ebenfalls eine Feigheit ist und ebenfalls ein Verbrechen! Es ist schon an einem genug! Gestern vermochte ich es nicht, Deinen mörderischen Arm aufzuhalten; aber heute will ich Dich zurückhalten, das schwöre ich Dir! Du hast einem armen, jungen, arglosen Menschen



Ungelegene Einquartierung. Nach dem Gemälde von Friedländer. (S. 83.)

der nichts verborgen hatte, als daß er Dein Kind liebte, auf der Landstraße aufgelauret und hast ihn erbarmungslos getödtet. Das war feig, Jacques, das war niederträchtig! Aber nicht genug daran... gefühllos und unbittlich hast Du Dein Kind verstoßen! Die Unglückliche ist in Verzweiflung fort, und wir werden sie vielleicht nimmer wieder sehen! Und nachdem Du das Alles begangen hast, möchtest Du jetzt das Vergessen im Tode suchen! Das wäre freilich bequem!... Jacques, antworte mir: wenn Du von Neuem beginnen solltest, würdest Du den jungen Mann tödten?" — "Nein, nein!" antwortete der Landwirth schauernd. — "Und Deine Tochter, würdest Du sie verstoßen?" — "Sie? Ja wohl! Gewiß!" — "Nun, willst Du wissen, was ich in Deinen Antworten sehe: daß wenn Du auch bereits anfängst, Dein schreckliches

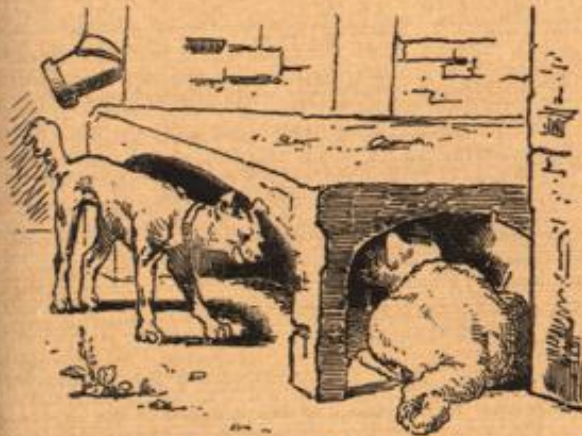
Verbrechen zu bereuen, doch noch nichts sich regt in Deinem Vaterherzen. Und Du hast ja doch Dein Kind geliebt! Geh, Du versuchst es vergeblich, Dich selber betrügen zu wollen: Du liebst sie noch immer! Ja, es ist leichter, sich das Leben mit einem Streiche zu nehmen, als nur sein Herz allein zu tödten! Du sollst nicht nach Saint-Trun gehen, sage ich Dir! Du sollst Jean Renaud sein Opfer allein vollbringen lassen. Was Dich betrifft, Du lebe der Reue und den Gewissensbissen. Die Gewissensbisse, hörst Du wohl, Jacques, die Gewissensbisse werden Deine Strafe sein. Ich werde Dich noch gebrochen sehen unter der Last dieser Strafe, und ich werde hören, wie Du mit wildem Jammer nach Deinem Kinde ruffst!" — "Schweige, Rouvenat, Du thust mir weh!" — "Aber ein Tag wird kommen," fuhr der alte Diener fort, "wo Gott sich Deiner

Thänen erbarmen wird; dann wird er, der allbarmherzig ist, Dir vergeben. Er vergibt ja auch den größten Sündern, die sich nicht gegen seinen Willen stemmen, und die seine Milde durch Reue erworben haben." — "Rouvenat, laß mich fort!" — "Nein, sage ich Dir, nein!" — "So willst also Du, der edle Mensch, der weise Mensch, der vollkommene Mensch, daß ein Unschuldiger verurtheilt wird?" — "Ich widerstehe mich nicht dem Willen Gottes." — "Und was habe ich dann noch zu thun auf Erden?" — "Ich habe es Dir schon gesagt: bereuen!" — "Aber Jean Renaud hat ein Weib, er wird bald ein Kind haben, und ich, ich bin allein, ich habe Niemanden mehr." — "Unglücklicher, und Deine Tochter?" — "Sie ist todt, todt für mich!" — "Heute vielleicht. Aber was ich theue, höre mich wohl, Jacques! was ich theue, theue ich mehr ihret

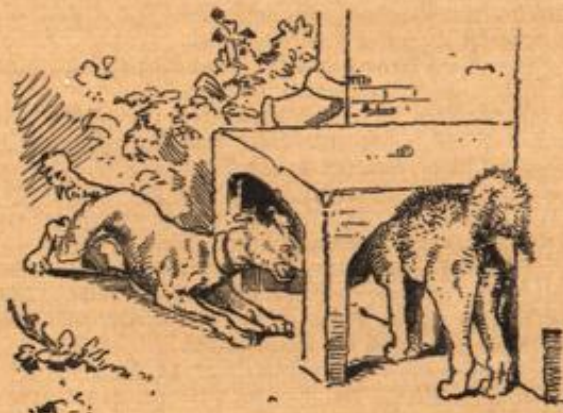
Das Sturzbad wider Willen.

Eine beherzigenwerthe Geschichte.

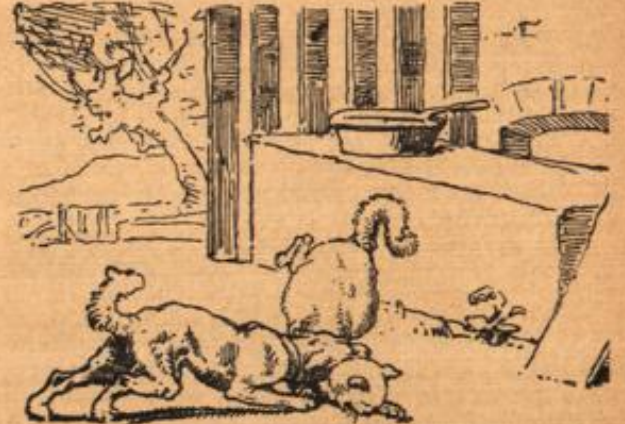
Originalzeichnungen von G. Marx.



Freund Polly, friedlich von Natur,
Hat einen Tod- und Gesteind nur;
Der Nachbar Hinz mit schwarzen Krallen
Scheint ihm partout nicht zu gefallen.



Und kommt ihm dieser in die Quer,
Da fällt er meuchlings ab'r ihn her,
So daß sich Hinz, der Katergeiß,
In Eile kaum zu schützen weiß.



Gut ist's, den Angriff schnell zu wagen,
Schwapp! hat drum Polly gleich beim Kragen
So mörderlich den Feind gepackt,
Daß ihm das ganze Rückgrat knackt.



Doch manchmal, eh' ein Kampf beendet,
Hat sich das Blättlein ja gewendet!
Bei! Hinz, der Kater, kratzt mit Wucht,
Reißt los sich und ergreift die Flucht.



Was nun dem Einen wohl gelingt,
Der leicht das Hemmniß überpringt,
Das wird als kalter Wasserschlag
Dem Folgenden sehr zum Verderb.



Ja, wer zu heiß die Rache sucht,
Wird meistens gründlich abgekühlt.
Weßhalb nun Polly hier auch — seht! —
Wie ein begoff'ner Pudel steht.

als Deinetwegen. O, ich denke auch an Geneviève und an das Kind, dem sie bald das Leben geben wird. Aber der Besitzer des Senillon-Hofes ist reich, er wird dem Weibe Brod geben, er wird das Kind erziehen. Das ist's, was Pierre Rouvenat, der Diener, beschlossen hat; das ist's, was Jacques Mellier, der Herr, thun wird!"

Seit einigen Minuten waren die Rollen gewechselt. Der Knecht hatte die Autorität des Gebieters angenommen. Er befahl, er wünschte; und der Schuldige versuchte es vergebens, seine Herrschaft und Willenskraft wiederzufinden; er war besiegt, gezähmt, überwunden, und wider Willen neigte er sich dieser neuen Nacht, welche ihn so kühn gefangen nahm.

Er ließ ein Stöhnen hören; und plötzlich erlosch das Feuer in seinen Augen, sein Haupt fiel schwer auf seine Brust, und er sank auf einen Stuhl.

Rouvenat entfernte die zwei Pistolen. Dann sagte er mit einer Stimme, die wieder sanft und liebevoll geworden war: „Es muß nahe an Mitternacht sein, wir müssen daran denken, zu ruhen. Gute Nacht also, Jacques, und auf Wiedersehen morgen. Wenn Du aufstichst, wird das Gras, welches noch auf Deinen Wiesen steht, schon gemäht sein.“

Und Pierre Rouvenat verließ das Zimmer seines Herrn. Am zweimächsten Tage, der ein Sonntag war, zog Rouvenat nach dem Frühstück seine Feiertagskleider an, steckte eine wohlgefüllte Börse in seine Tasche, nahm seinen Stod und schlug den Weg gegen Ciry ein. Er wollte dem Weibe Jean Renaud's einen Besuch machen.

Seit drei Tagen war Geneviève schrecklich verändert; sie war nur noch ein Schatten ihrer selbst, die arme Frau.

Wie er sie so blaß, abgemagert und hehläugig sah, fühlte Rouvenat einen heftigen Schmerz im Herzen.

„Guten Tag, Geneviève," sagte er. „Ich bin eigens nach Ciry hergekommen, um Sie zu sehen.“

Sie brach in Thränen aus.

„Nun, nur Muth!" fuhr er fort. „Sie haben Fremde, Geneviève, die Sie nicht im Stiche lassen werden.“ — „Ihre Gegenwart, Herr Pierre, beweist mir, daß ich wenigstens noch einen habe.“ — „Sie vergessen Herrn Mellier, Geneviève.“ — „Ach nein, ich vergesse ihn nicht. Er ist ja immer so gut gewesen für mich, für uns... denn auch er, der Unglückliche, verdankte ja Alles dem guten Herrn Mellier. Ach Gott, Alles war ihm ja gut, Arm und Reich. Und doch hat ihn das nicht abgehalten, nicht verhindert... O Herr Pierre, Herr Pierre, für mich ist Alles, Alles aus!" — „Das sind garstige Gedanken, Geneviève.“ — „Möglich; aber mir ist das Herz wie geborsten, Herr Pierre. Und ich würde in diesem Augenblicke wahrhaftig

nicht mehr leben, wenn das kleine Wesen nicht wäre, das sich unter meinem Herzen regt und das mir weiter zu leiden befiehlt. Und doch, Herr Pierre, frage ich mich zu Zeiten wieder, ob es denn nötig ist, daß ich es in die Welt setze: ich gebe ihm damit ein trauriges Geschenk... das Kind eines Verbrechers, eines Mörders!" — "Geneviève, Sie sind zu streng gegen Jean Renaud." — "Streng! Aber, Herr Pierre, wenn er nicht schuldig wäre, würde er sich jetzt im Gefängnisse von Besoul befinden? Jean Renaud ist ein Unglücklicher. Er hat den Mann auf der Landstraße getötet, und mit demselben Schusse auch das Herz seines Weibes getroffen!" — "Wenn er aber doch ungerecht angeklagt wäre, Geneviève?" — "O, Sie verteidigen ihn, Sie sind gut, und ich danke Ihnen. Aber ich weiß, was in Frémicourt vor dem Richter geschehen ist. Jean Renaud war während dieser ganzen schrecklichen Nacht abwesend, und als man ihn fragte, wo er gewesen sei, was er getan habe, da wagte er es nicht, zu antworten... Aber hier, da, vor mir, als die Gendarmen das abgeschossene Gewehr fanden, hat er da auch nur ein Wort gesagt, um sich zu verteidigen? Nein, er hat nichts gesagt; er bekam Angst! O, er ist verloren, ganz verloren. Aber geraubt hat er nicht, nein, geraubt hat er nicht, das möchte ich beschwören. Er hätte ja Geld, Gold, Schmuck mit heimbringen müssen, und er hätte das hier versteckt, nicht wahr?" — "Ohne Zweifel." — "Nun also: gestern war die Polizei da; sie hat überall gesucht: im Schrank, in den Kisten, in der Scheune, sogar im Strohsack des Bettes, und sie haben nichts gefunden." — "Waderer Jean Renaud!" dachte Rouvenat, "Du hast die Briefe verbrannt!"

Das junge Weib hatte wieder zu weinen angefangen, das Gesicht in ihre Schürze gedrückt.

"Geneviève" nahm Rouvenat wieder auf, "auf dem Seuil nehmen wir Alle herzlichen Anteil an dem Unglücke, das euch betroffen, und Herr Mellier will nicht, daß Sie an etwas Mangel leiden. Da, nehmen Sie diese Börse, es sind hundertfünfzig Franken darin."

Sie wollte sich weigern, das Geld anzunehmen.

"Ich will es aber!" bestand Rouvenat. "Ich will es. Uebrigens werde ich öfter kommen, Sie heimzusehen, Geneviève; denn ich wiederhole Ihnen, Herr Mellier wird es Ihnen an nichts fehlen lassen. Später wird er auch für die Erziehung Ihres Kindes sorgen."

17.

Der Prozeß Jean Renaud's, genannt der Wolfstödter, nahm rasch seinen Verlauf. Nach acht Tagen war Alles vorüber. Der Angeklagte wurde des Verbrechens des vorbedachten Mordes mit der Absicht des Beraubens schuldig erkannt, und sollte vor den nächsten Assisen gerichtet werden.

Jean Renaud bewahrte stets dieselbe Haltung. Er beharrte auf dem System des unüberbrücklichsten Schweigens auf jede Frage, die er, wie er sagte, "nicht beantworten konnte". Die wenigen Antworten, die er gab, waren stets gleichlautend. Man hätte meinen können, er habe dieselben auswendig gelernt.

Man hatte über die Identität des Opfers durchaus nichts feststellen können; er war und blieb ein Unbekannter. Sein Begräbniß wurde von der Gemeinde Frémicourt besorgt. Ein großer Theil der Bevölkerung wohnte der Ceremonie bei. Der Leichnam wurde in einem Winkel des Dorfkirchhofes begraben.

Einige Tage später legte man einen großen, rothgezeichneten Stein auf das Grab, welcher als Inschrift folgende Worte enthielt:

Ein Ermordeter.

24. Juni 1850.

Nachdem die Untersuchung beendet worden war, forderte man Jean Renaud auf, sich einen Verteidiger zu wählen. "Einen Verteidiger?" antwortete er. "Wozu? Ich brauche keinen."

Man wollte ihm die Nothwendigkeit eines solchen begreiflich machen. Aber nichts konnte seinen Eigensinn brechen. Man mußte ihm also einen Gerichtsbeamten als Anwalt aufstellen. Es war dies ein junger Mann aus einer der besten Familien des Ortes, gebildet, intelligent, voll Jugendeifer und voll Liebe zu seinem Stande, dabei auch voll tiefen Gemüthes.

Die Affäre, deren Verteidigung man ihm anbot, war durch das Geheimniß, welches das Opfer umgab und durch die unerklärliche Zurückhaltung des Angeklagten zu einer außergewöhnlichen geworden. Der junge Advokat begriff, daß sich ihm hier eine Gelegenheit bot, sich auszuzeichnen.

Als er sich in das Gefängniß zu Jean Renaud begab, empfing ihn dieser sehr kühl.

"Mein lieber Herr," sagte der Gefangene, "Sie wollen sich vergebliche Mühe machen. Ich kann Ihnen nichts Anderes mittheilen, als was Sie schon wissen und ich dem Herrn Instruktionsrichter gesagt habe. Da es Ihnen unmöglich sein wird, den Herren Geschworenen zu beweisen, daß ich unschuldig bin, so wird Jean Renaud trotz all' Ihres Talentes und all' Ihres guten Willens verurtheilt werden."

Der junge Advokat wollte einige Fragen an ihn richten. Er erwiderte lebhaft: "Wenn ich die Absicht gehabt hätte, eine Antwort zu geben, glauben Sie, daß ich bis auf den heutigen Tag gewartet haben würde? Ich habe nichts verheimlicht von dem, was ich sagen konnte; wenn ich geschwiegen habe, so ist es, weil ich nicht das Recht zu haben

glaube, zu sprechen. Und wenn ich tausendmal behaupte: 'Ich bin unschuldig!' und wenn Sie tausendmal wiederholen: 'Er ist unschuldig!' — wird man weder Ihnen noch mir glauben. Da ich meine Unschuld nicht beweisen kann, muß ich schuldig bleiben."

Er änderte das Gespräch, und sprach mit lebhafter Bewegung von seiner Frau und von dem kleinen Wesen, das bald zur Welt kommen sollte.

Er gedachte auch der Wölfe, die jetzt gute Zeiten haben würden.

Der junge Advokat verließ ihn ganz verblüfft. Ein Etwas sagte ihm, daß dieser Mann unschuldig sein müsse. Er nahm sich der Sache an, er studierte dieselbe gebulbig und ernsthaft in ihren geringsten Details, und arbeitete gewissenhaft an seiner Verteidigungsrede im Interesse seines Klienten.

Er hoffte natürlich nicht, den Angeklagten freigesprochen zu sehen; aber er konnte in dieser Rede Zeugniß von seinem jungen Talente ablegen. Er konnte die ganze gerichtliche Redekunst in allen Farben spielen, in allen Nuancen erglänzen, er konnte den Schmerz, die Rührung, die Thränen, die Begeisterung in Szene treten lassen.

Endlich kam der entscheidende Tag. Er war für den jungen Advokaten ein wahrer Triumph. Er machte das Publikum nacheinander erbeben und weinen; besonders das zahlreich vertretene weibliche Auditorium hielt er über eine Stunde im Banne seiner Beredsamkeit.

Was Jean Renaud anbetrifft, so wurde der zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt.

Nachdem er das entsetzliche Urtheil vernommen hatte, faltete er die Hände und blickte zum Himmel auf. In dieser Stellung vernahm er die Worte des Präsidenten: "Sie haben drei Tage Zeit, Ihre Berufung einzureichen." Da richtete er seine Blicke wieder auf den Gerichtshof und sagte mit seinem traurigen Lächeln: "Wozu?"

Die zwei Gendarmen, die hinter ihm postirt waren, hatten sich erhoben; während der eine die kleine Thüre für die Angeklagten öffnete, legte der andere sanft seine Hand auf die Achsel des Verurtheilten.

Jean Renaud begriff, daß Alles zu Ende sei; aber ehe er sich entfernte, wollte er sich noch einmal die Freude gönnen, ehrlichen Leuten in's Auge zu schauen. Er ließ langsam seinen Blick über die Beamten und über das Auditorium gleiten. Er sah, wie viele Damen sich die Augen trockneten. Was er aber deutlicher als Alles sah und was ihm die größte Aufregung verursachte, war, daß er Pierre Rouvenat in einer Ecke des Saales an der Wand lehrend erblickte, bleich und bitterlich weinend.

Er grüßte ihn durch ein Neigen des Hauptes, und Rouvenat, der sich entsetzt sah, streckte ihm beide Arme entgegen.

Jean Renaud entfernte sich zwischen den beiden Gendarmen.

Eine Viertelstunde später schloß der Kerkermeister die schwere Thüre der Zelle hinter ihm.

Er hatte vielleicht die Gebete, die ihn seine Mutter in der Kindheit lehrte, längst vergessen. Jetzt aber sank er auf die Kniee, und indem er seines Weibes gedachte, von dem er nichts gehört hatte, und indem er an Alles dachte, was er geliebt hatte, erhob er seine Seele zu Gott und betete.

Er war noch auf den Knien, als im Korridor das Geräusch von Tritten erscholl. Fast gleichzeitig knirschte der große Schlüssel im Schloße der Zellentüre. Er sprang rasch auf die Beine. Die Thüre öffnete sich, und er stieß einen Schrei der Ueberraschung und der Freude aus, wie er Pierre Rouvenat eintreten sah.

Der fiel ihm um den Hals und küßte ihn auf beide Wangen.

Die Thüre der Zelle wurde wieder geschlossen, und der Schließer entfernte sich.

"Sie kommen also zu mir!" sagte Jean Renaud tief bewegt. "O das macht mich sehr glücklich, Herr Pierre; und doch haben Sie ja eben gehört, daß ich... daß ich jetzt ein Zuchthaussträfling bin." — "Ja, aber nur weil Du selber es gewollt hast!" — "Wie! Was wollen Sie damit sagen?" — "Jean Renaud, meinst Du denn, daß ich nicht weiß, daß Du unschuldig bist?" — "Leiser, leiser!... Wenn man Sie hörte!" — "Die Anderen, mein waderer Jean Renaud, mögen von Dir denken und sagen, was sie wollen; ich aber, ich bewundere Dich, denn Du bist groß und edel; ich möchte Dir zu Füßen fallen, wie ich's vor dem lieben Gott thue!" — "Dann haben Sie also errathen, weshalb ich nicht antworten wollte?" — "Ich kannte schon Dein großes Herz, Jean Renaud; ich habe Dein bewundernswürdiges Opfer verstanden!" — "Und Herr Mellier, weiß er?" — "Ja." — "Ah, das ist mir nicht lieb!" machte Jean Renaud traurig. — "Ich mußte ihm die Wahrheit sagen." — "Weshalb?" — "Damit er wisse, was er Dir schuldig ist." — "Das war nicht nötig." — "Als er erfuhr, daß Du Dich anklagen ließt und daß Du Dich zu verantworten weigertest, um das Geheimniß der Nacht des 24. Juni, das Du allein kennst, nicht zu verrathen, wollte er sich selber anzeigen." — "Und?" — "Ich habe mich dem widersetzt." — "Ah! Das war recht von Ihnen, Herr Pierre!" — "Ich sagte mir: man muß Jean Renaud seinen Willen lassen." — "Nun ja denn," nahm der Gefangene das Wort, "ich ließ mich anklagen, ich ließ mich verurtheilen, ich selber habe es so gewollt. Mich verteidigen, beweisen, daß ich unschuldig

sei, wie leicht wäre das gewesen! Ich hätte dem Herrn Instruktionsrichter nur die Wahrheit zu sagen brauchen. Aber ich hatte einen Schwur gethan dem armen Sterbenden. Und dann wollte ich auch nicht, daß die Polizei den wirklichen Schuldigen entdecke; nein, ich wollte es nicht! Ah, ich habe wohl großen Muth, große Willenskraft nötig gehabt. Diese Richter sind so schrecklich, einen Todten würden sie zum Reden bringen!... Aber dann... sehen Sie, Herr Pierre, dann hatte ich nicht nur das Andenken an das, was ich Herrn Mellier schulde, im Herzen, sondern auch — sie lebt stets darin! — eine blutende Wunde: Geneviève hat an mir gezweifelt, mein Weib hält mich für schuldig! — O Gott! Wie man kam, um mich zu verhaften, wenn da Geneviève den Gendarmen entgegengerufen hätte: 'Mein Mann ist unschuldig, ich schwöre euch, daß Jean Renaud kein Mörder ist!' sehen Sie, Herr Pierre, ich weiß nicht, ob ich dann den Muth gehabt hätte, zu handeln, wie ich es gethan. Wenngleich ich Herrn Mellier das Leben verdanke und wenn er auch mein Wohltäter ist, ich hätte mich dann doch nicht anklagen und verurtheilen lassen, ich hätte nicht schweigen können!... Aber Geneviève selber hat mich beschuldigt! Was lag mir nun an den Anderen? Mag ich ein Räuber, ein Mörder, ein Glender sein! Ein Zuchthaussträfling bin ich auch geworden. Was liegt daran, da sie mich einer solchen That fähig hielt. Sie kann schreiben. Glauben Sie, ich hätte die geringste Zeile von ihr erhalten? Sie hat mich bereits vergessen!..." — "Sie irren sich, Jean Renaud; Geneviève denkt stets an Sie und weint unaufhörlich."

Die Augen des Gefangenen leuchteten auf und seine Züge nahmen den Ausdruck unendlicher Zärtlichkeit an. "Sie haben sie gesehen?" fragte er mit zitternder Stimme. "Wie geht es ihr denn?" — "Sie leidet, sie ist trübselig..." — "Arme Geneviève! Wenn sie allein wäre, würde sie es leichter überstehen; aber bald wird das Kind da sein, und dann... was soll sie dann anfangen?" — "Darüber habe keine Sorge," entgegnete Rouvenat, "Dein Weib und Dein Kind werden an nichts Mangel leiden. Dafür bin ich da!"

Der Gefangene ergriff die Hände Pierre Rouvenat's und drückte sie frampfhaft in den seinigen.

"Ah!" rief er, "Sie wissen nicht, wie wohl mir Ihre Worte thun. Es kommt mir jetzt fast vor, als sei ich gar nicht mehr zu bedauern. Und zu denken, daß ich Vater bin, daß ich ein Kind haben werde!... 's ist aber doch hart zu tragen, Herr Pierre. Armes kleines Geschöpf! Ich werde es nie sehen, aber wie ich stets an dasselbe denken, und wie ich es, ohne daß es eine Ahnung davon hat, lieben werde! Wenn es groß sein und das Ding verstehen wird, dann wird man ihm wohl sagen: Jean Renaud, Dein Vater, ist im Bagno! Wie ihn das schmerzen wird! — Aber nicht wahr, Herr Pierre, dann werden Sie zu ihm gehen und ihm sagen, ihm sagen... nun, die Wahrheit eben!" — "Jean Renaud, sobald Dein Kind erwachsen ist und ein Geheimniß bewahren kann, will ich das thun — ich schwöre es Dir!" — "Ich werde dann wohl kaum mehr leben; aber wenigstens wird mein Kind dem Andenken seines Vaters nicht schenken!" — "Aber jetzt noch Eins, Herr Pierre; wie geht es, nach Allem, was geschehen ist, Fräulein Lucile?"

Rouvenat, plötzlich verlegen, schlug die Augen nieder. "Ehe man mich an meinen Strafort schickt, möchte ich gern Fräulein Lucile sehen, ich habe ihr etwas zu sagen," fuhr Jean Renaud fort. — "Fräulein Lucile ist noch immer fort abwesend," entgegnete Rouvenat. "Es handelt sich um die Briefe, die Du in Saint-Trum aus dem Zimmer des jungen Mannes geholt hast, nicht wahr?" — "Ja. Waren es Briefe? Ich weiß es nicht. Ich kann ja nicht lesen; und selbst wenn ich es könnte, würde ich sie nicht angesehen haben..." — "Hast Du sie verbrannt?"

Jean Renaud zögerte einen Augenblick und entgegnete dann: "Ja." — "Kannst Du mir nicht anvertrauen, was Du Fräulein Lucile zu sagen hast?" fragte Rouvenat. — "Nein. Ich habe das größte Vertrauen in Sie, Herr Pierre, aber das darf ich nicht; ich habe es geschworen!"

Die Zeit, welche dem Besucher im Gefängnisse gestattet war, war vorüber. Der Schlüssel knirschte im Schloße, die Thüre ging auf, und der Schließer zeigte sich schweigend auf der Schwelle.

Die beiden Männer fielen einander schluchzend in die Arme.

"Verlassen Sie mein Weib und mein Kind nicht," rief Jean Renaud, "und vergessen Sie nicht, was Sie mir versprochen haben!" — "Rechne auf mich!" entgegnete Pierre Rouvenat, und verließ die Zelle.

(Fortsetzung folgt.)

Das Schmelzen des Eisencades einer Lokomotive.

(Vgl. S. 77.)

Dampf und Elektrizität beherrschen jetzt unser Leben. Was würden wir anfangen, wenn die Telegraphen aufhören wollten zu spielen und die Lokomotiven ihr rasches Rennen aufgeben und sich aus dem Weltverkehr zurückzögen! Wir sind so gewohnt an die Errungenschaften unserer jüngsten Kultur, daß wir uns total unglücklich fühlen würden, wenn wir diese entbehren müßten, abgesehen von dem nicht zu ermessenden materiellen Schaden, dem Mangel, der Noth an Lebensbedürfnissen, die in diesem Falle sich bald einstellen würden. Die Lokomotive vermittelt zwischen Nord und

Süd, zwischen Gebirg und Thal, sie gleicht Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit in den Ländern aus, sie ist riesige Kraft und gewaltiger Zeitparter zugleich. Daher war es ein schöner Gedanke Borsig's, des bekannten Lokomotivfabrikanten in Berlin, in seinem Gartenpavillon bei Moabit einen Gylus malen zu lassen, der die Herstellung der Lokomotive, von dem Schmelzprozeß des Eisens an bis zur Ausrüstung der fertigen Maschinen, in naturwahrer und doch dabei poetischer Weise behandelt. Aus diesem Kreis bringen wir hier unseren Lesern eine der schönsten Darstellungen, das Schmieden des Eisenrades einer Lokomotive, von dem berühmten Maler Paul Meyerheim, gleichfalls einem Berliner.

Das Bild zeigt das Innere der riesigen Borsig'schen Maschinenfabrik am Oranienburger Thor zu Berlin, in deren flammendem Raume wir hier die Arbeiter das Hauptrad einer Lokomotive fertig schmieden sehen; weiter zurück erblicken wir ein anderes Paar, das mit gewaltigen Zangen einen Block weißglühenden Eisens unter den Dampfhammer schiebt. Es ist dies ein interessantes Bild von der Großartigkeit, wie menschliche Kraft und menschlicher Geist sich die Elemente unterthänig macht, seinen Zwecken zu dienen und das Wohagen und Wohl des Menschen geschlecht zu fördern.

Ungelegene Einquartierung.

(Bild S. 80.)

Als dem Meister vor vier Tagen um neun Uhr die Nachricht in die Werkstatt gebracht wurde, daß ein kleiner Weltbürger bei ihm zu dauernder Einquartierung sich gemeldet, kante er sich mit ziemlich säkhaurer Miene hinter dem Ohre; heute hat er Gelegenheit, diesen ausdrucksvollen Gesicht abermals zu produzieren, denn ein jugendfrischer, verstaubter, durstig und hungrig aussehender Soldat bringt ihm einen Zettel, auf welchem außer dem Ueberbringer noch vier weitere „Krieger“ zur Vermehrung seines Hausstandes angekündigt werden. Die Frau im Bett, die Werkstatt unten voll Gefallen, Geschrei oben, Gefasselt unten, — und noch Einquartierung. Der Meister liest den Zettel Buchstabe für Buchstabe, aber der Soldaten werden nicht weniger und alles Krauen hinter dem Ohre hilft hier so wenig als bei dem neu angekommenen Sprößling; sie sind einmal da und erwarten Pflege und Nahrung. Es herrscht im Zimmer eine drückende Stille; der Meister liest und rückt die Brille und sämtliche Anwesende, ausgenommen das Kleinsten, schauen auf den neuen Eindringling, der sich seinen Vorgänger betrachtet und zu begreifen scheint, daß man an dem Einen da schon genug hätte. Der Meister liest noch immer den Zettel, der Soldat wartet auf Antwort und seine anderen Kameraden werden schon etwas sehr laut im Hausflur. — Da schreit der Jüngsteinquartierter los und hilft seinem Papa über diesen schweren Stein des Anstoßes. „Na, seid willkommen,“ schreit der Meister gleichfalls, um sich vor seinem Jüngsten vernehmbar zu machen — „aber ihr müßt euch halt einschränken, — ich hab' 's ganze Haus voll, 's ganze Haus genug voll.“ Diese letzten Sätze spricht er auf der Treppe draußen, aus garter Rücksicht für die Frau Meisterin.



In den Wolken.

Der Unternehmungsgeist der Amerikaner, sowie deren Energie in der Ausführung und der dadurch fast immer bedingte Erfolg, war immer überraschend und erscheint als Hauptzug im Charakter der Nation. Eines der originellsten, reizendsten und zugleich poetischsten Unternehmen ist aber gewiß die kleine Zeitschrift: „Among the Clouds“ („In den Wolken“), welche von dem ehemaligen Redakteur der „New England Homestead“, Henry W. Burt, aus dem Mount Washington, 6293 Fuß über der Meeresfläche, herausgegeben wird. Das kleine Blatt mit sehr gutem Druck und schönem gelbem Papier in Großformat, vierseitig, beginnt mit den Wetterbeobachtungen des vorhergehenden Tages, und widmet die erste Seite einem längeren Artikel, Berge, Bergbahnen, lästige Reisende, deren Abenteuer und Erlebnisse behandelt, eine zweite Seite wird den laufenden Ereignissen und Begebenheiten in den White Mountains der New Hampshire-Gebirge, deren König der Mount Washington ist, vorbehalten und darin jeder Ausflug der Gäste der verschiedenen Hotels besprochen, es enthält auch die tägliche Fremdenliste des hier am Gipfel des Berges erbauten Hotels Summithouse, sowie ein Verzeichnis der Ankünfte hervorragender und bekannter Persönlichkeiten in den anderen Hotels der Berge. Der Rest des Blattes ist für Annoncen bestimmt, und zwar hauptsächlich von Hotels und Pensionen der ganzen Umgegend, enthält auch Fahrpläne der verschiedenen Eisenbahnlinien. Das Blatt wird täglich zweimal, mit Ausnahme des Sonntags, ausgegeben, und zwar das erste Mal um sieben Uhr zum Frühstück und Mittags nach Ankunft des ersten Zuges, mit der einzigen Änderung, daß die Liste der Neuangekommenen begedruckt ist. Gegen 500 Exemplare werden täglich ausgelegt und an die verschiedenen Hotels gelandt. Die Zeitung wurde im Jahr 1877 gegründet und erhielt jedes Jahr mehr Abonnenten; das Abonnement kostet für die Saison, vom 1. Juli bis 1. Oktober, 2 Dollars 50 Cents, einzelne Exemplare 10 Cents. Kein Inserat wird unter einem Dollar angenommen, und darin mag wohl auch die größte Revenue der Zeitung liegen. Man denke sich nun, hoch oben in den Wolken, die oft tagelang den Mount Washington in ihre feuchten grauen Schleier hüllen, umstößt von den heulenden Winden, die vergebens an den stürmischen Balken des Hauses rütteln, abgeschnitten von der übrigen Welt — soweit das bei Telegraphen und Telefonverbindungen und Verkehr zweier Eisenbahnzüge, Mittags und Abends,

möglich ist — die angenehme Überraschung, am Frühstückstisch eine Zeitung, die noch nach der Presse riecht, zu finden, mit allen den Personalnachrichten und lokalen Neuigkeiten der Berge. Die Gäste selbst werden zu Reportern und jeder frisch gepflückte Blumenstrauß lebt in unverworfener Form am andern Tag durch die poetische Feder des Redakteurs wieder auf, der die botanischen Namen am kleinen Finger hat. Jedes „Acht!“ des Entzückens über die großartige Fernsicht, jedes tiefe Einathmen der köstlichen, eisefrischen Bergeluft findet sein Echo in den Spalten des „Among the Clouds“. — Aber auch jedes Straucheln, jeder unaufgefallene Fußtritt wird notiert, sowie jede praktische und unpraktische Toilette zum Ruhen und Frommen der Gäste. Der Berg selbst mit seinen geheimnisvoll waltenden Naturkräften, mit der ständig wechselnden Temperatur und Wolkenbildung, mit all den berühmten Aussichtspunkten, Felsenformationen, Rabinen, Alpenjaken und Schneetunnels wird täglich eingehend besprochen; die besten Wege werden angegeben, sowie die neuesten pedestriellen Entdeckungen kundgemacht. Die Zeitung erscheint den Gästen unentbehrlich und das Unternehmen hat sich glänzend bewährt und ist, wie man glaubt, das einzige in dieser Art existierende. Der Berg ist am Fuße schon bewaldet, bis gegen 4000 Fuß erstreckt sich noch Alpenflora, ein kleines, gegen Winde sehr geschütztes Plateau soll Spezies aller Alpenblumen enthalten und wird demnach der „Alpengarten“ genannt, dann aber steigt nur nackter Fels, Wicagestein, bis zur Spitze, 6293 Fuß, empor, um 1000 Fuß höher als der berühmte Rigi. Die Eisenbahn wurde im Jahr 1868, von Sylvester Marsh von Littleton, N.-H., projektiert und erbaut, dem öffentlichen Verkehr übergeben. Es ist eine Zahnradbahn, ähnlich der des Rigi, deren Erfinder, Herr Riggenbach, als er von dem gleichzeitigen Bau der Washingtonbahn erfuhr, einen Ingenieur herüberholte, um Zeichnungen davon zu machen, jedoch bei seiner Erfindung blieb, da der Unterschied im System der beiden Bahnen zu unbedeutend war. Die Bahn hat eine Steigung von 3625 Fuß, ungefähr auf vier Fuß einen Fuß Steigung. Die steilste Stelle ist die Jakobbleiter, wo die Bahn auf einem 30 Fuß hohen und 300 Fuß langen Gerüste mit amerikanischer halbbreiterischer Sicherheit 1980 Fuß per Meile oder 13 1/2 Zoll per Elle steigt. Die Fahrt dauert 1 Stunde 30 Minuten, zweimaliges Halten und Wassereinnahmen mitgerechnet. Gegen 10—15,000 Personen besuchen jährlich den Mount Washington, und bis jetzt war noch kein Eisenbahnunfall zu klagen. Das Hotel ist auf 200 Gäste eingerichtet, hat Telegraphen- und Postbureau und wird von einer Wittwe und ihren Kindern, vier Töchtern und einem Sohne, geführt; als weiterer Beweis der Unternehmungslust und des Erwerbsinnes der Amerikaner sei noch bemerkt, daß diese Frau, wenn die dreimonatliche Saison auf dem Mount Washington vorüber ist, nach den Bermuda-Inseln reist, woselbst sie auch ein Hotel besitzt, welches sie die übrige Zeit des Jahres leitet. Einen so regen Geschäftssinn dürfte man in der alten Welt wohl nicht vorfinden. Das Zeitungskontor und die Druckerei befinden sich im kleinen Tip-top-Haus, dem ersten Gebäude, welches auf der Spitze des Berges errichtet wurde; es ist aus Stein gebaut und mit steil abfallendem Holzdach, nur 84 Fuß lang und 28 breit; das zum Hause benötigte Material wurde auf Saumpferden heraufgeschafft. Das neue Summithaus, welches drei Stockwerke hoch ist, ist ganz aus Holz gebaut, die Balken sind in die Felsen eingeleitet und das Haus noch zum besondern Schutze gegen die herrschenden Stürme mit Ketten an die Felsen geschmiebelt. Es wird mit Dampf geheizt, und ein großer Schüttlofen in dem Comptoir des Hotels, dessen Feuer Tag und Nacht brennt, mahnt die Besucher, daß sie in der Region des ewigen Winters sind. Ein kleines Blochhaus, auch aus der ersten Zeit der Unternehmungen stammend, wird von zwei Herren des Signaldienstes bewohnt, welche Unglückliche auch den Winter hier zubringen haben und mit der lebenden Welt nur durch ein Telegraphenlabel, welches auf die Schienen der Eisenbahn gelegt wird, verbunden sind. Jede Woche wagt sich Einer, den Schienenweg benützend, hinaus, um Briefe u. zu holen. Dieser Gang ist oft mit Lebensgefahr verbunden, doch sind nahe der Bahn in weiten Zwischenräumen kleine Häuschen errichtet, mit Lebensmitteln und Feuerung versehen, in welchen der vom Schneesturm Ueberraschte oder von Kälte und Müdigkeit Uebermannete Zuflucht und Rettung finden kann. Um nun aber wieder zu der kleinen Druckerei in der Eisregion zurückzukehren: zum Drucken des kleinen Blattes wird eine Campbell'sche einfache Zylinderdruckpresse gebraucht, die auch per Hand getrieben wird, was in diesem Falle eben notwendig ist. — Der Zylinder der Presse wiegt allein 1000 Pfund, und ist der jährliche Transport derselben, obwohl sie ganz zerlegbar ist, kein kleines Stück Arbeit. Die Ausgaben des Blattes belaufen sich auf ungefähr 1200 Dollars per Saison. Das Betriebspersonal besteht in dem Eigentümer und Redakteur Herrn Burt, einem Subredakteur, dem jungen, achtzehnjährigen Sohn des Herrn Burt als „Mädchen für Alles“, ferner eines Vormannes und zweier Seher, meistens junge Mädchen. Diese fünf Personen schreiben, setzen, drucken und folportieren die Zeitung, und obwohl jedes seine vorgeschriebene Arbeit hat, so wird doch von Jedem überall mit Hand angelegt, und so dient einmal der Redakteur als Seher und der Seher als Reporter oder gar als Vormann, und dreht das Rad, worin sich selbst die jungen Damen mit Passion verjagen; aber auch nur so ist es möglich, die Ausgaben komparativ auf ein solches Minimum zu reduzieren, und auch nur durch solch ein Ineinandergreifen der Arbeiten war es möglich, 6000 Fuß über der Meeresfläche, wo nichts mehr gedeiht und lebt als der ewig schaffende und strebende Geist des Menschen, die Journalistik so würdig durch das „Among the Clouds“ zu repräsentieren.

Das Begießen der Pflanzen mit warmem Wasser.

Bei der Kultur der Zimmerpflanzen vernachlässigt man oft einen Umstand, der das Wachstum der Pflanzen in ganz bedeutendem Maße befördert — ich meine das Begießen der Pflanzen mit warmem Wasser. In der Regel nimmt man nur abgestandenes Wasser, das meistens Zimmertemperatur hat; gegen diese Gewohnheit ist eigentlich nichts einzuwenden. Nicht selten kann man aber beobachten, daß Liebhaber im Sommer ihre Gewächse mit frischem Brunnenwasser von 5—7° R. begießen, in der redlichen Absicht, denselben eine recht große Erquickung zu bereiten. Daß ein solches Verfahren, namentlich bei warmem Sonnenschein, vom allergrößten Nachtheil für die Pflanzen sein muß, wird Jeder bei einiger Ueberlegung einsehen; dieselben sind ebenso wie

wir gegen plötzlichen Temperaturwechsel sehr empfindlich. Scheint nun aber im Sommer die Sonne mit ganzer Kraft auf sie herab, so erwärmen sich namentlich die Köpfe und die darin befindliche Erde sehr stark, wovon man sich leicht durch eigene Untersuchung zu überzeugen vermag. Die Erde und die Wurzeln können dann leicht eine Temperatur von 20° R. und darüber haben. Begießt man nun die Pflanzen mit kaltem Wasser von nur wenigen Graden Wärme, so muß eine Erkältung der Pflanzen, besonders an den Wurzeln, stattfinden. Deshalb soll man die Pflanzen nie mit kaltem Wasser begießen, sondern denselben wenigstens Lufttemperatur geben. Noch besser aber ist es, wenn man sie mit warmem Wasser von 25—30° R. begießt, was nicht nur den Vortheil hat, daß es die Pflanzen zu eifrigem Wachstum anregt, indem es den Boden erwärmt, sondern auch mehr Nahrungsstoff löst und den Pflanzen reichlich Gelegenheit gibt, Nahrung aufzunehmen. Ein erfreuliches Wachstum wird also unbedingt die Folge sein. Hat man aber einmal angefangen, mit warmem Wasser zu gießen, so muß man dies auch beibehalten, da ein abwechselndes Gießen mit kaltem und warmem Wasser vom allergrößten Nachtheil ist. Ob derselbe auch darin begründet sein mag, daß nach dem Gießen beim allmählichen Abkühlen der Erde eine nicht unbedeutende Menge Wasserdampf an der Pflanze emporsteigt und diese somit meistens von einer feuchten Atmosphäre umgeben ist, will ich dahingestellt sein lassen. Aber auch beim Treiben ist dieses Verfahren von großem Vortheil, man erreicht dadurch oft ein um vierzehn Tage früheres Aufblühen. (Jhs.)



Humoristische Blätter

Anekdoten und Wihe.

Die folgende reizende Theateranekdote erzählt der bekannte Pariser Schriftsteller Legouvé: „Der Vater der Malibran, der berühmte Sänger Garcia, war von einem überaus heftigen Charakter, der es schließlich zuwege brachte, daß Vater und Tochter sich entzweiten und eine völlige Trennung zwischen ihnen Platz griff. Diese Trennung hatte bereits einige Jahre gedauert, als eines Tages die Zettel des Théâtre Italien den „Othello“ mit Garcia als Othello und der Malibran als Desdemona ankündigten. Die Tochter war bewundernswürdig wie immer, der Vater, der augenscheinlich nicht überflügelt sein wollte, war wieder ganz der Garcia seiner besten Jahre. Der Erfolg war ein gewaltiger und donnernde Beifallsstürme ließen den Vorhang, der sich kaum über der ersten Szene gesenkt hatte, sich wieder erheben. Als er in die Höhe gezogen war, sah man Desdemona ebenso schwarz wie Othello. In der Bewegung, in die sie ihr gegenseitiges Spiel versetzt, hatte sich die Tochter weinend in die Arme des Vaters gestürzt, und bei dieser herzigen Umarmung war es denn geschehen, daß das schwarz gefärbte Gesicht Othello's deutliche Spuren auf dem Antlitz seiner Desdemona zurückgelassen hatte. Aber keinem Menschen,“ erzählt M. Legouvé, „der der betreffenden Vorstellung beizuwohnte, wäre es eingefallen, zu lachen. Das Publikum begriff, was diese Szene, die an sich ja grotesk genug war, an Rührung in sich barg, und es applaudierte mit Begeisterung diesen Vater und diese Tochter, welche ihre Kunst, ihr Talent verjöhnt hatte.“

Kindermund.

Mutter: Gestern hast Du mir solche Freude gemacht, als Du der Erste in der Klasse wurdest, und heute bist Du schon wieder heruntergekommen!

Knabe: Aber, Mama, eine andere Mutter will doch auch 'mal 'ne Freude haben.

Rugen der Lebensversicherung.

In der letzten Revolte zu New-Orleans rief ein Lieutenant, der zu Friedenszeiten Bureauvorsteher einer Lebensversicherungsanstalt ist, einem Soldaten zu, der eben auf einen Gegner anlegte:

„Schief! nicht, der Kerl ist ja bei uns versichert!“

Selbstkennung.

Herr: Ein Hef bist Du, ein Schalkstopf! Du hast ganz vergessen, daß Du nur mir Deine gute Stellung zu verdanken hast; ich sage Dir nochmals, daß Du ein Hef bist!

Diener: Ach ja, gnädiger Herr, ich weiß wohl, daß ich das, was ich bin, nur durch Sie geworden bin.

Ein höflicher General.

Der Petersburger „Bereg“ erzählt aus Odessa folgende ergötzliche Geschichte: Zu dem bekannten General Semela in Odessa wollte unlängst durch ein offen gelassenes Fenster ein Dieb eindringen, derselbe wurde jedoch von dem General ergriffen und weidlich durchgeprügelt. Da der General wußte, wer der nächtliche Dieb sei, und um ihn nicht in der Nacht zur Polizei schleppen zu müssen, verlagte er den Dieb bei einem der Odessaer Friedensrichter; dieser sprach aber den Dieb wegen Mangels an Beweis frei. Kaum hatte General Semela dieses Urtheil gehört, als er rasch auf den Richter zutrat und von diesem die Adresse des freigesprochenen Diebes verlangte.

„Wozu denn?“ fragte der Richter verwundert.

„Nachdem Sie, Herr Richter, gefunden haben,“ sprach der General ernst, „daß der Angeklagte nicht die Absicht hatte, mich zu bestehlen, so bin ich so frei, zu glauben, daß er mir eine Visite abstatten wollte. Ich benötige daher die Adresse des Diebes, um ihm meine Gegenvisite abzustatten.“ — Tablaa.

